

„Drei Schwestern, erbberechtigt“

Fortlaufend

Kapitel 1

Hans Dieter Schreeb

Frau Anna-Maria Schauß, die Chefin des kleinen, angesehenen Musikverlags Schauß auf der Taunusstraße, verstarb im Alter von 67 Jahren, vollkommen unerwartet. Sie erwachte einfach eines Morgens nicht mehr; an und für sich ja ein sehr angenehmer Tod, aber doch viel zu früh!

Mit tiefer Bestürzung und Trauer nahmen ihre drei Töchter, die Angehörigen des Verlags, die vielen Bekannten und Freunde in den verschiedenen Kunstvereinigungen, denen sie viele Jahre als Mitglied angehört hatte, die Nachricht von ihrem Tod auf. Die Beerdigung fand auf dem Nordfriedhof statt; Frau Schauß wurde im Familiengrab neben ihrem guten Mann Eberhard (schon seit mehr als zwanzig Jahren tot) beigesetzt. Bei der Gelegenheit fand der junge Pfarrer – er hieß wohl Wehrhahn oder so ähnlich – bewegende Worte. Merkwürdig nur, dass er erst in letzter Minute mit einem Taxi und in weißen Tennisschuhen erschienen war. Später erklärte jemand, er sei auch als Krankenhauspfarrer tätig. Daher wohl die Hast und das unpassende Schuhwerk.

Am Leichenschmaus im ‚Hotel Oranien‘, das Frau Schauß so geschätzt hatte, nahmen erstaunlich viele Menschen teil. Alles in allem war es eine sehr stimmungsvolle Feier, alle Reden angenehm kurz und gehaltvoll, kein einziger Misston. Die beiden Geschäftsführer, die den Verlag nach dem Tod von Eberhard Schauß gut geführt hatten, erst Herr Rieker, dann Herr Brecht, nahmen am Beisammensein im ›Hotel Oranien‹ nicht teil. Sie waren angeblich zu bewegt vom Ableben von Frau Schauß; in Wirklichkeit hatten sie wohl dringende Termine. Schön, dass sie wenigstens zur Beerdigung erschienen waren, sind doch beide heute regelrechte Asse in der Branche und entsprechend ewig unter Zeitdruck.

Unter den Trauergästen war auch die bekannte Malerin Louise Nicklas, die Frau Schauß am Anfang von deren Karriere so tatkräftig unterstützt hatte. Die Malerin war erkennbar geschockt. Sie war die Einzige, die weinte.

Am frühen Nachmittag ist alles vorbei. Es ist etwa halb drei, als die Schwestern im ‚Hotel Oranien‘ aufbrechen, wobei sie sich sehr für die gute Betreuung bedanken. Edith (in ihrem Pass steht Édith mit französischem *Accent aigu*, nach Édith Piaf) fährt mit ihrem Mann. Heinz ist Goldschmied von Beruf und Natur, ein ruhiger Patron und aufmerksamer Fahrer; immer nur Mercedes. Die beiden anderen Schauß-Töchter, Clara und Eva-Maria, fahren in Claras BMW. Clara ist geschieden. Ihr Ex hat einen geschmackvollen Kranz geschickt, obwohl er mit Mutter nie das allerbeste Verhältnis hatte. Aber Manieren hatte er immer, das muss man ihm lassen. Selbst bei Ehestreitigkeiten blieb er stets sehr beherrscht, daraus hat Clara nie einen Hehl gemacht. Aber letzten Endes kann man von einem Banker anständiges Benehmen wohl auch erwarten. Gegenwärtig ist Clara mit einem Apotheker aus Hannover liiert, den sie bei einer Kreuzfahrt kennengelernt hat. Leider verheiratet, aber seine Ehe ist so gut wie am Ende und die Beiden machen schon große Pläne.

Eva war nie verheiratet. Mit Männern hatte sie immer nur Pech, durch die Bank. Einer ihrer Liebhaber war ein polizeilich gesuchter Bigamist und ein anderer, den sie bei ihrem einzigen Besuch im ›Ball der einsamen Herzen‹ kennengelernt hatte, entpuppte sich als Vater von acht unehelichen Kindern, gezeugt mit drei verschiedenen Frauen.

Die Schwestern haben beschlossen, sich in Mutters Räumen zusammzusetzen und in Ruhe über alles zu sprechen, was die Zukunft betrifft. Wer führt den Verlag weiter? Rentiert sich das überhaupt oder soll man verkaufen? Was wird mit ihrem Elternhaus? Will eine von ihnen es haben oder soll man es ebenfalls auf den Markt bringen?

Das sind einige der Fragen, die nun anstehen.

Zum Glück ist in der Kapellenstraße, praktisch vor dem Schauß'schen Haus, ein Parkplatz für Clara und Eva frei; das ist selbst hier nicht selbstverständlich. Heinz setzt seine Frau nur ab, fährt dann weiter ins Geschäft. Seine *Goldgrube* – so heißt das Juweliergeschäft wirklich – ist eine Frankfurter Traditionsfirma, gegründet 1878, und das bedeutet viel

Fahrerei für Heinz. Mindestens zwei Mal am Tag die ewig überfüllte A 66; ständig Staus, Baustellen, Umleitungen.

Das Elternhaus der Schauß-Töchter befindet sich oberhalb der früheren Augenheilanstalt und des Heinrichsberg. Es handelt sich um eine Ritterburg von 1907, erbaut für eine reiche Familie und von Papa rücksichtslos umgestaltet. Er hat das Haus kurz nach der Eheschließung günstig gekauft und überall Heizung und Wasser legen lassen. Über die Jahre haben dann die Mieter im zweiten und dritten Stock das Haus abbezahlt. Heute wirft es Monat für Monat Rendite ab, aber es müsste selbstverständlich mal gründlich saniert und auf den neusten Stand gebracht werden. Auf diesem Ohr war Mutter jedoch taub.

Der Vorgarten und überhaupt der Garten sind so weit in Ordnung. Das besorgt Herr Rogowski; ist natürlich kein Gärtner, aber er gibt sich viel Mühe. Er bewohnt die beiden Zimmer und eine selbstgebastelte winzige Küche unter dem Dach; mit sehr schönem Ausblick über die Stadt. Um den Ausblick kann man ihn nur beneiden. Für einen alleinstehenden Mann ist das wahrlich ausreichend Wohnraum, zumal er so gut wie keine Miete zahlt. In den letzten Jahren ist er Mutter immer unentbehrlicher geworden. *Herr Rogowski hier, Herr Rogowski da!* Eva hat sich mehr als einmal über ihn geärgert. Vor allem über seine servile Art: »Wird sofort erledigt, Frau Schauß ... Haben Sie sonst noch einen Wunsch? Kann ich sonst noch was für Sie tun?« Man kann wirklich nicht sagen, dass er Eva sympathisch wäre. Edith und Clara geht er am Arsch vorbei; sie haben Mutter zuletzt ja auch nur selten besucht und gesehen. Es hatte sich eingespielt, dass Eva diejenige war, die sich um Mutter kümmerte. Wobei diese ja bis zuletzt voll im Leben stand.

Merkwürdigerweise kommt Herr Rogowski gerade aus Mutters Wohnung, als die Schwestern das Haus betreten. Der Mensch erklärt sofort und ungefragt: „Ich habe nur die Post reingelegt. Es lag wieder einiges vor den Briefkästen.“

Das ist tatsächlich auch so was. Die Anlage mit den Briefkästen draußen an der Hauswand entspricht nicht den Vorschriften. Die Briefträger stopfen die Sachen rein, so gut sie können, aber mehr als einmal ist die Post schon aus den Fächern gefallen und lag dann einfach durchgeweicht im Regen. Aber dennoch interessant, dass Herr Rogowski einen Schlüssel zu Mutters Wohnung hat. Das geht ja nun zu weit!

Eva ist das auch neu, sie wird sich darum kümmern! Geht ja wirklich nicht.

Immerhin liegt auf dem kleinen Tisch neben dem Eingang die Post ordentlich sortiert, und in der Wohnung selbst scheint nichts angerührt worden zu sein. Selbst die Blumen haben, soweit man sieht, frisches Wasser. Das Bett im Schlafzimmer ist ordentlich zugedeckt; mit der Tagesdecke, die Mutter so geschätzt hat. Das wird doch hoffentlich nicht Herr Rogowski gemacht haben? Man darf gar nicht darüber nachdenken. Es kann natürlich auch Luisa gewesen sein, ihre portugiesische Putzfrau.

Was die Post betrifft, so sind darunter einige Kondolenzbriefe von Autoren des Hauses, Komponisten und Liedtexter, die zum Teil in Wien aber auch in Italien (Toskana) leben. Auch die eigentlichen Umsatzbringer des Schauß-Verlages, die Herren Metz & Steidinger mit ihren Erfolgsmusicals für Erwachsene und für Kinder, haben sehr freundliche Zeilen geschickt. Die Beiden sind auch privat ein Paar und verbringen den größten Teil des Jahres auf ihrem verschwiegenen Anwesen an einem der tausend norwegischen Fjorde. Eva hat sie da schon mal besucht.

Für die Schwestern ist es befremdlich, in den Räumen zu sein, in denen sie aufgewachsen sind; in denen sie gespielt und gelernt und gefeiert haben; in denen sie mit den ersten Enttäuschungen fertig werden mussten. Obwohl alle Möbel so stehen, wie sie es gekannt haben – der große ausziehbare Eichentisch im Esszimmer (zwölf Personen haben hier Platz), Vaters Schreibtisch und seine Bücher im sogenannten *Herrenzimmer*, die Bilderwände im Wohnzimmer und im kleinen Blauen Salon, Mutters Lieblingsaufenthaltsraum – wiewohl alles so ist, wie es immer war, bedrückt sie die Atmosphäre, jetzt, wo Vater und Mutter nicht mehr sind und nie mehr sein werden. Vielleicht war es ein Fehler, hier über alles sprechen zu wollen. Vielleicht hätte man zu Edith oder zu Clara fahren sollen. Nun gut, nun ist man hier. Es hilft ja alles nichts, man muss sich den Realitäten stellen. Das Leben geht ja weiter.

Edith fängt an: „Sind denn überhaupt Unterlagen hier? Oder alle im Verlag?“

Die Frage ist an Eva gerichtet, diese antwortet unsicher: „Soweit ich weiß, ist alles in der Buchhaltung ... Oder bei Doktor Wagner.“

Doktor Wagner ist seit Jahrzehnten der Steuerberater des Schauß-Verlages; mit Vater war er regelrecht befreundet. Haben sich gegenseitig gern zur Jagd eingeladen; beide passionierte Jäger, Vater und Doktor Wagner.

„Na gut, dann sollten wir mit ihm einen Termin ausmachen. Er kann uns den besten Überblick geben; wenn jemand Bescheid weiß, dann er ... Wir brauchen praktisch eine Abschlussbilanz. Eva, kümmerst du dich darum?“

„Mache ich.“ Eva überlegt kurz und bemerkt dann: „Mutter hatte natürlich immer eine sehr ansehnliche Summe hier, von der niemand was wissen sollte.“

„Das hat sie sich von Vater abgeguckt“, sagt Edith dazu, „er wollte immer für jede Gelegenheit gerüstet sein. Immer Bargeld zur Hand haben. Als ob er jeden Augenblick fliehen müsste.“

„Das hat damit nichts zu tun! Wenn du Scheine hinblättern kannst, bist du immer in einer besseren Verhandlungsposition“, befindet Clara, die Geschäftsfrau, und schlägt vor: „Vielleicht sollten wir das Geld jetzt sofort an uns nehmen. Wir wollen ja niemand in Versuchung führen.“

„Besonders nicht Herrn Rogowski“, bemerkt Eva dazu. Die Tatsache, dass der Mensch da vorhin quasi schuldbewusst aus Mutters Wohnung kam, macht ihr immer noch zu schaffen.

Plötzlich stellt Clara fest: „Sagt mal ... Ist das Bild neu? Das habe ich ja noch nie gesehen ...“

Tatsächlich, die große Bilderwand ist umdekoriert worden. Im Zentrum hängt nun ein sehr modernes Bild; abstrakt, minimalistisch, vier starke Farbflächen nebeneinander, etwa ein auf zwei Meter groß, aber nicht schlecht. Das Werk hat Kraft. Das spürt man körperlich. Clara, die näher an das Bild herangeht, erkennt die Signatur *L.N.*; steht mit Sicherheit für *Louise Nicklas*.

„Das wird ein kleines Vermögen gekostet haben“, schätzt Edith. „Bei den Preisen, die die Nicklas jetzt verlangt ... Und es hat keiner von Euch mitgekriegt, dass Mutter das Bild erworben hat? Eva?“

„Was denn noch alles? Ich bin drei Mal in der Woche im Verlag; ich kümmere mich um die Autoren, um Mutters Wünsche ...“

„... um Mutters *Zumutungen!*“ nimmt Clara ihre Schwester in Schutz. „Seien wir doch mal ehrlich. Wenn es nach Mutter gegangen wäre, hätten wir von morgens bis abends springen können. Und nicht einmal hat sie wissen wollen, was wir von allem halten! Wenn wir mal ehrlich sind, dass sie zuletzt alles alleine machen wollte, die Zarin aller Reußen sein, dass sie sich mit Händen und Füßen gegen einen Geschäftsführer gewehrt hat, hat dem Verlag nicht nur gutgetan. Es ist doch alles kontinuierlich weniger geworden.“

Als Eva sich rechtfertigen will, winkt Clara nur ab: „Das hat mit dir nichts zu tun, Eva. Du hast getan, was du konntest!“

„Sagen wir mal so“, schließt Edith das trübe Kapitel ab, „Mutter war eine starke Persönlichkeit und das hat immer mehrere Seiten.“

„So ist es, ja“, stimmt Clara zu. „Aber eins müssen wir natürlich auch sagen: Wir werden alle mal älter. Wer weiß, wie wir dann werden! ... Und wo vermutet ihr nun das Geld?“

„Wo wird es sein? Im Tresor natürlich.“

„Richtig, der berühmte Tresor!“

Das gute alte Stück steht in einer Nische im Schlafzimmer; ein altmodischer Vorhang mit Blumenmotiven deckt es ab. Edith schiebt den Vorhang zur Seite und erkundigt sich dann: „Kennt jemand die Kombination? Eva, du?“

„Nein, Mutter hatte sie im Kopf, und ich war eigentlich nie dabei, wenn sie ihn aufgeschlossen oder zugemacht hat! Hat mich ja auch nicht interessiert.“

Edith vermutet: „Wenn Mutter die Kombination im Kopf hatte, kann sie nicht so kompliziert sein. Höchstwahrscheinlich ihr Geburtstag oder der von Vati!“

Die Schwestern probieren zwanzig Minuten hin und her, dann geht der Tresor auf. Die Zahlenkombination entspricht Evas Geburtstag, in Rechts-, Linksgruppierungen aufgeteilt.

„Wenn alle Stricke reißen, werden wir Tresorknacker“, befindet Clara zufrieden.

Dann die schreckliche Entdeckung: Der Tresor ist praktisch leer, bis auf ein Testament und ein Bündel Fünfziger, knapp tausend Euro, wie eine

Überschlagrechnung ergibt. Laut dem Testament soll jede der Töchter ein Drittel des Erbes erhalten, Herr Rogowski soll lebenslanges Nießbrauchrecht an seiner Wohnung bekommen, außerdem soll an die langjährigen treuen Angestellten bestimmte kleinere Summen ausgezahlt werden.

„Und wo ist Mutters Schmuck?“, fragt Clara mit Erschrecken in der Stimme. „Der ganze teure Schmuck? Ihr ganzer Stolz!“

Und Edith will wissen, wo die Sparbücher geblieben seien?

Welche Sparbücher?

Verlegen, eigentlich beschämt, geben Edith und Clara zu, für sie sei nach ihrer Geburt jeweils ein Sparbuch angelegt worden, beide mit ansehnlichen Summen ausgestattet und im Laufe der Jahre immer weiter aufgefüllt. Bei Eva, der Nachzüglerin, sei das wohl vergessen worden. Und das Allerschlimmste: Die Sparbücher sind nicht gesichert; jeder, der sie in der Hand hat, kann sie leerräumen.

„Das habt ihr immer gewusst? Dass es für euch Sparbücher gab und für mich nicht?“, fragt Eva weinend; dann beginnt sie herzerreißend zu schluchzen.

Clara legt den Arm um ihre Schwester und verspricht: „Wenn wir sie finden, die verdammten Sparbücher, teilen wir uns das Geld! Das habe ich mir immer vorgenommen. Ganz gerecht! Bis auf den Pfennig genau!“

„Ja, mein Wort hast du auch ...Wenn wir sie wiederfinden, teilen wir!“, verspricht Edith ebenfalls. „Sollten wir sie je wiederfinden!“

Kapitel 2

Alexander Pfeiffer

Sie wirft noch einen letzten abschätzigen Blick in den leer geräumten Tresor, dann wendet sie sich dem Fenster zu. Während Evas Tränen dunkle Flecken auf Claras Seidenbluse machen, schweift der Blick der ältesten Schwester über den Garten da draußen vor dem Haus.

„Dieser Gärtner ...“, murmelt Edith.

„Er ist überhaupt kein Gärtner“, schnappt Eva zwischen zwei Schluchzern.

„Nein?“ Edith schaut sie an. „Was ist er dann?“

„Soweit ich weiß, hat er früher im Krankenhaus gearbeitet. Bis Mutter ihn zu ihrem Leibdiener gemacht hat.“

„Im Krankenhaus? Als was denn?“

Eva zuckt unwirsch mit den Schultern, ihr Kinn zittert. „Ich weiß es nicht! Woher soll ich das denn auch alles wissen? Ihr beiden habt euch nie um irgendetwas hier gekümmert, und jetzt soll ich für alles verantwortlich sein. Dabei gibt es für mich nicht mal ein Sparbuch!“

Clara drückt sie noch ein bisschen fester an sich. „Beruhige dich. Wir haben doch schon versprochen, dass wir alles teilen.“

Edith schaut wieder aus dem Fenster, dann zu ihren Schwestern. „Denkt ihr, Mutter hat ihm vertraut, diesem Rogowski?“

Eva nickt. „Absolut. Mehr als mir vermutlich. Würde mich nicht wundern, wenn es für ihn auch irgendwo ein Sparbuch gäbe!“

Clara tätschelt ihre Schulter. „Jetzt tust du Mutter aber Unrecht, Liebes.“

„Von wegen“, schnappt Eva. „Herr Rogowski hat sogar den Pfarrer für ihre Beerdigung besorgt. Er meinte, dass Mutter sich diesen jungen Fatzke gewünscht hätte.“

„Wieso interessierst du dich überhaupt so für diesen Herrn Rogowski?“, wendet sich Clara an Edith, die noch immer am Fenster steht und in den Garten hinausschaut.

„Na ja“, murmelt Edith. „Er gräbt da draußen.“

Eva schreckt aus Claras Umarmung hoch. „Er gräbt? Im Garten?“

Edith nickt. „Vielleicht will er ja Tulpenzwiebeln setzen, dieser Gärtner, der überhaupt kein Gärtner ist.“

„Du meinst, er hebt Löcher aus?“

Edith schüttelt den Kopf. „Nur ein Loch. Und jetzt sieht es so aus, als würde er es auch schon wieder zuschaufeln.“

Clara und Eva drängen sich an ihre Seite, um ebenfalls einen Blick in den Garten zu erhaschen. Was sie zu sehen bekommen, ist kaum besser als das, was der Tresor ihnen offenbart hat. Herr Rogowski steht unter der gut zweihundert Jahre alten Eiche, die im Garten des Schauß'schen Anwesens thront. Er wischt sich Schweiß von der Stirn. An seine Hüfte gelehnt steht ein Spaten. Mit der rechten Hand greift er den Spaten, schultert ihn. Mit den Schuhsohlen tritt er den Erdboden unter der Eiche platt. Dann wendet er sich ab, verschwindet um die Hausecke und aus dem Blick der Schwestern.

Die drei schauen sich an, schweigend.

„Sehr fleißig, der Mann“, konstatiert Clara schließlich. „Selbst am Tag von Mutters Beerdigung erledigt er Gartenarbeiten. Muss sicher etwas sehr Dringliches gewesen sein.“

„Glaubst du ...“, setzt Eva an.

„Was?“, schnappt Edith. „Dass wir ihm vertrauen sollten, diesem Rogowski?“

Eva geht zu dem Bett, in dem ihre Mutter jahrzehntelang geschlafen hat und das jetzt mit der Tagesdecke bedeckt ist, die womöglich Herr Rogowski dort hingelegt hat. Oder Luisa, die portugiesische Putzfrau. Wem von den beiden hat Anna-Maria Schauß wohl mehr vertraut? Und auf was kann man überhaupt vertrauen in diesem Leben, das so viele unerwartete Wendungen bereithält?

Edith und Clara lassen sich rechts und links von Eva nieder. Die Schultern der drei Schwestern berühren sich sanft. Die Tagesdecke, das Bettzeug und die Matratze geben unter ihrem Gewicht nach. Die drei Körper sacken aneinander. Ein Seufzen ertönt, das aus allen drei Mündern gleichzeitig zu kommen scheint.

„Wisst ihr noch ...“, setzt Eva an. „Damals, als Papa noch gelebt hat ...“

Weiter kommt sie nicht. Sie wird von einem Geräusch unterbrochen, das von draußen in das Schlafzimmer dringt. Von der anderen Seite des Fensters, hinter dem der Garten liegt. Es klingt wie ein geplatzter Reifen. Aber auf der Kapellenstraße herrscht keinerlei Verkehr. Und für einen Feuerwerkskörper ist es die falsche Jahreszeit.

Kapitel 3

Susanne Kronenberg

Nur ein Volltrottel hebt im Wurzelgeflecht eines Baumriesen Gräber aus. Trotzdem bestand Anna-Maria Schauß darauf, dahingeschiedene Gartenbewohner unter ihrem Lieblingsbaum zur ewigen Ruhe zu betten. Toni Rogowski will gar nicht wissen, wie viele Amseln, Meisen und Eichhörnchen er hier schon verbuddelt hat. Neulich kam eine verweste Taube zum Vorschein, als er sich bemühte, einen zermatschten Igel, den Anna-Maria vom Asphalt gekratzt hatte, auf dem Tierfriedhof unterzubringen. Seine Arbeitgeberin begleitete jede Beerdigung mit huldvollen Sprüchen und schenkte ihm anschließend einen doppelten Cognac ein. An diesem Morgen lag ein Siebenschläfer auf der Terrassenstufe – ein Opfer der mordlustigen Nachbarskatze. Der Respekt vor der verstorbenen Chefin hat Toni davon abgehalten, die kleine Tierleiche auf den Kompost zu werfen.

Mit Anna-Maria ist er gut ausgekommen, trotz ihrer Schrulligkeit. Der alte Doktor wäre ihrem Ableben auf den Grund gegangen. Der sichtlich überforderte Notarzt jedoch attestierte kurzerhand plötzliches

Herzversagen. Toni wundert es nicht, dass die Töchter keine Fragen stellen. Eine ist raffsüchtiger als die andere. Durchs offene Fenster musste er oft genug mit anhören, wie jede Einzelne gnadenlos über die Schwestern herzog, sobald sie mit der Mutter allein war. Das letzte Gezeiter, das ihm zu Ohren gekommen ist, stammte allerdings von einem Streit zwischen Anna-Maria und dieser hochnäsigen Farbkleckserin, deren Stimme sich vor Wut überschlug.

Vor dem Gartenhaus hält er inne und bückt sich, um die Erdkrumen von Spatenblatt zu streichen. Darüber, wie es mit ihm weitergehen wird, macht er sich keine Illusionen. Unwichtig, ob die Töchter die Burg, wie die Familie das Gebäude nennt, verkaufen oder selbst einziehen wollen – seine Arbeit wird er los. So oder so. Und Wehrhahn? Der Pfarrer wird niemals Ruhe geben und ihn auch in Zukunft aussaugen wie ein blutgieriger Vampir. Keinen müden Euro vom Erlös des geklauten Geschmeides hat ihm der Kerl gelassen. Jeder Cent des Hehlers wanderte in seine Tasche. Anna-Maria war nicht aufgefallen, wie nach und nach Goldketten, Silberringe und Colliers verschwanden. Sie besaß jede Menge davon, und Toni hütete sich, ihre Lieblingsstücke anzurühren.

Bestimmt haben ihn die drei Schnepfen vom Haus aus beobachtet. Sollen sie nur, dies ist sein Reich, hier draußen kann er tun und lassen, was er will. Blöd nur, dass sie gesehen haben, wie er aus der Wohnung gekommen ist. Zum Glück ist ihm eine Bemerkung über die Post eingefallen. Sein Schreck galt weniger dieser unverhofften Begegnung als dem, was er drinnen entdeckt hat: den bis auf einen Aktenordner und ein Bündel Scheine ausgeräumten Tresor! Von der Schmuckkassette keine Spur. Bevor er sich das Geld schnappen konnte, hörte er die Töchter ins Haus kommen.

Im milden Sonnenlicht steht ihm nun, wie viel zu häufig, Wehrhahns Fratze vor Augen – wie damals auf der Intensivstation. Als sich ihre Blicke über den Toten hinweg kreuzten! Wenige Stunden später fing ihn der Krankenhauspfarrer vor der Klinik ab und hielt ihm ein Video unter die Nase. Da war alles drauf! Toni im Pflegekittel, die beiden Spritzen in den Händen, deren Vertauschung den Patienten gleich darauf ins Jenseits befördern sollte.

„Wenn Sie nicht umgehend kündigen, geht das Video an die Staatsanwaltschaft. Und wagen Sie es nicht, jemals wieder einen Job als Krankenpfleger anzunehmen. Ich behalte Sie im Blick!“

Toni schob ein Burn-out vor und fand - nach zermürbenden Monaten -

den Job als Gärtner. Eines Abends lauerte der Gottesmann ihm auf. Aufgeregt und abgehetzt. Er habe Spielschulden, die Inkasso-Mafia sitze ihm im Nacken. Als Pfand brachte er erneut das verfluchte Video aufs Tapet. Und verlangte Geld. Wieder und wieder.

Toni richtet sich auf. Das Spatenblatt glänzt wie am ersten Tag.

Nachdenklich betrachtet er die scharfe, metallene Kante. Wie es sich wohl anfühlen würde, sie dem Pfarrer über den Schädel zu ziehen? Ein gezielter Hieb, und Wehrhahn befände sich auf direktem Weg zu seinem Gott. Oder auf der Fahrt zur Hölle, wo Erpresser seiner Sorte hingehören.

Während der Gedanke in seiner Fantasie Farbe und Form annimmt, zerreißt ein Knall die Luft.

Kapitel 4

Angelika Beltz

Luisa Maria Castro kam vor vielen Jahren mit ihren Eltern aus Portugal nach Deutschland. Bald fanden die Eltern Arbeit im Schauß'schen Verlag und waren lange Jahre als gute Geister für die Hausmeister- und Haushaltsarbeiten zuständig. Luisa arbeitet nun auch schon zwanzig Jahre als Haushaltshilfe im Hause Schauß in der Kapellenstraße. Mama und Papa würden sich im Grab umdrehen, wenn sie wüssten, dass ich an der Beerdigung der Chefin nicht teilgenommen habe, denkt Luisa. Aber zu oft hat sie sich in der letzten Zeit über die Chefin geärgert. Nichts konnte Luisa ihr recht machen. Häufig kam der Steuerberater des Verlags, der alte Doktor Wagner, zum Mittagessen in das Haus. Luisa musste dann bei Tisch bedienen, und Frau Schauß hat sie herumkommandiert. Leider konnte Luisa von den Gesprächen nur wenig verstehen. Aber, dass es um Geld ging, viel Geld, das hatte sie verstanden. Und der sorgenvolle Blick von Doktor Wagner war ihr aufgefallen. Nach so einem Treffen war die Stimmung der Chefin auf dem Tiefpunkt und Luisa war froh, wenn sie nach Hause gehen durfte. Bei Herrn Schauß war das noch anders, denkt Luisa häufig, der hat seine Launen nicht am Personal ausgelassen.

Die Zeit ist mit Luisa gnädig umgegangen. Sie hat nur wenige Fältchen unter den dunkelbraunen Augen, fast kein weißes Haar in der schulterlangen schwarzen Pracht und ihre Sanduhrfigur hat die Form wie vor zwanzig Jahren. Seit langem hat Luisa ein Verhältnis mit Thomas Rogowski. Sie liebt ihren Toni und hat in der Vergangenheit anderen Verehrern die kalte Schulter und nicht mehr gezeigt.

Als Luisa hört, dass die drei Töchter der verstorbenen Chefin das Haus betreten, flieht sie schnell in Tonis Wohnung unter das Dach der Burg. Die brauchen mich jetzt nicht sehen, denkt sie. Ich habe keine Lust wie üblich von ihnen ausgefragt zu werden. Luisa macht es sich auf Tonis Couch bequem und hängt ihren Gedanken nach. Wäre doch wunderbar, wenn wir jetzt erben würden. Dann könnte unser gemeinsamer Traum, noch bevor wir alt sind in Erfüllung gehen: ein kleiner Laden mit portugiesischen Spezialitäten in der Taunusstraße mit drei Stehtischen zum "Vor-Ort-Genießen". Allerdings ist ihr aufgefallen, dass ihr Toni in letzter Zeit häufig mit dieser überkandidelten Malerin, die so ein einfaches Gekleckse als Gemälde ausgibt, heiße Blicke wechselt. Beim letzten Sommerfest im Garten der Burg hat sie die Beiden sogar beim Knutschen hinter einer Hecke erwischt. Wenn er mich nicht mehr will, denkt sie trotzig, nehme ich eben den flotten Pfarrer, der ist jung, der hat noch keine Probleme bei der Liebe. Sie kichert.

Nach dem Tod der Chefin hat Toni gesagt, sie soll erstmal so weiterarbeiten wie bisher, also jeden Tag, außer sonntags. Die letzten Tage hatte sie viel Zeit, niemand hat Dreck gemacht oder wollte etwas von ihr. Da hat sie die Wohnung gründlich geputzt, vor allem das Schlafzimmer der Chefin, das Todeszimmer, wie sie es jetzt nennt.

Als Luisa den Knall hört, erschrickt sie, läuft panisch in das Schlafzimmer des Liebsten, lässt sich auf das Bett fallen und zieht sich die Bettdecke über den Kopf. Angestrengt versucht sie, zu hören – und lacht über sich selbst. Was soll das schon sein, ein Reifen eines Autos ist geplatzt! Die verrückte Malerin, die Nicklas, und der Schwiegersohn der Chefin mit seiner „Goldgrube“ in Frankfurt besitzen schnelle Flitzer. Bestimmt platzen die Reifen von Sportwagen schneller als die von meinem alten Opel-Corsa. Dann zieht sie sich energisch die Decke vom Kopf, steht auf, verlässt Tonis Wohnung und geht schnell die Treppe hinunter. Im Erdgeschoss stößt sie auf zwei der drei Töchter der Chefin. Die Jüngste, die Eva, ist nicht dabei, aber die war schon immer etwas

ängstlich. Ohne Begrüßung, stürzen die drei Frauen zur Haustür hinaus, wo sie auf Thomas Rogowski treffen, der aus dem Garten angerannt kommt. Alle drängeln sich durch die schmiedeeiserne Gartentür und kucken entsetzt auf - ein lichterloh brennendes Auto.

Kapitel 5

Richard Lifka

Im Restaurant ist wenig los. Gärtner Rogowski, und Malerin Louise Nicklas haben sich zu einem konspirativen Gedankenaustausch getroffen und sitzen sich gegenüber. Sie beugt ihren Oberkörper vor, so weit, dass sich ihre Nasen fast berühren und ihm tiefen Einblick in ihr weit ausgeschnittenes, gut gefülltes Dekolleté gewährt. Er hat seine Hand auf ihren Unterarm gelegt. Sie warten, bis der Ober den bestellten Wein bringt.

„Wenn ich nur wüsste, wer die Schmuckkassette aus dem Tresor genommen hat?“, fragt Louise. „Gut, dass ich das Notenblatt aus George Martins Nachlass noch rechtzeitig an mich genommen habe,“ ergänzt er. „Wenn ich das verkaufe, haben wir genug Geld bis an unser Lebensende.“ „Woher wusstest du von dem Notenblatt?“

„Frau Schauß erzählte mir davon. Sie war völlig aufgekratzt und glücklich, dass es ihr gelungen war dieses Notenblatt aus George Martins Nachlass mit den Original-Unterschriften der Beatles zu ersteigern. Sie hat mit Tränen in den Augen gemurmelt: Eberhard wäre übergücklich gewesen, weil er doch sein Leben lang ein begeisterter Beatles-Fan war.“

„Wie bist du an das Notenblatt gekommen?“

„Ich hatte die Tresor-Kombination von der Portugiesin.“

„Wieso das?“

„Sie hatte Frau Schauß und Dr. Wagner belauscht, als beide über den Familiennachlass sprachen. Sie notierte die Kombination auf einem Zettel, den ich bei einem Schäferstündchen aus ihrer Nachttischschublade stahl.“

„Die hatte die Nummern für den Safe! – Dann ist doch klar, wer die Schmuckkassette mitgehen ließ! Jetzt musst du das Notenblatt schnell zu Geld machen!“ Wie immer ist er von ihrer rauhen, kratzigen Stimme wie elektrisiert. „Ja, wir müssen aufpassen, du weißt, dass Wehrhahn mich schon jahrelang erpresst, obwohl wir uns so lange kennen. Er hat mich seit der Geschichte im Krankenhaus in der Hand und bestimmt die Regeln.“

Sie müssen ihr Gespräch unterbrechen. Der Ober tritt an den Tisch und stellt je ein dickbauchiges Glas mit dunkelrotem Wein hin. Sie wartet, bis die Bedienung geht, und sagt: „Ja, ich weiß doch. Nicht umsonst, habe ich ein paar meiner Freunde aus dem Milieu gebeten sich den Pfarrer nachdrücklich vorzunehmen.“ Toni verzieht keine Miene. „Wenn ich Wolfgang richtig verstand, habe er für das Notenblatt schon einen Abnehmer. Ich glaube in Frankfurt irgendein Auktionshaus. Dieses Mal muss er unseren Anteil rausrücken, dafür werden hoffentlich deine Freunde sorgen!“ Louise nahm einen großen Schluck von dem Rotwein und flüsterte: „Ich hoffe, du hast dieser portugiesischen Schlampe klare Worte erzählt.“ Dieses Mal jedoch verzog Toni sein Gesicht zu einer Grimasse. „Ja, ich habe ihr klargemacht, dass zwischen ihr und mir nichts mehr läuft. Es war nicht mit anzuhören, wie sie geweint und sämtliche Götter angefleht hat, sie hat mir fast leidgetan. Aber was sein muss, muss eben sein“. Louise beugte sich noch etwas weiter vor: „Ach, die Arme hat sich unsterblich in den Gärtner verliebt und gehofft, nach dem Ableben ihrer Chefin, ein Leben in Saus und Braus zu führen.“ Wenig später serviert der Ober die Suppe und anschließend die englisch gebratenen Steaks. Den krönenden Abschluss bildet ein flambiertes Erdbeer-Parfait.

Der Abend verläuft in trauter und gemütlicher Gemeinsamkeit, bis Louise um Mitternacht aufsteht und 100 Euro auf den Tisch legt: „So, genug getrunken und gegessen. Ich muss ins Atelier, um mein großes Gemälde fertig zu stellen. Wenn alles wie geplant klappt, dann ist diese Taunussteiner Waldlandschaft wirklich mein allerletztes Bild.“

Als Rogowski in der Kapellenstraße ankommt, sieht er, dass im Schlafzimmer der Putzfrau Licht brennt. Er betritt das Grundstück, öffnet die Haustür und sprintet durchs Treppenhaus nach oben.

Vor der Bediensteten-Wohnung angekommen, schleicht er auf Zehenspitzen zur Tür, die zum Schlafzimmer führt. Ein Ohr fest auf das Holz gedrückt, lauscht er konzentriert dem Gespräch, das er dahinter vernimmt. Ein Mann sagt: „Hast du das Giftfläschchen entsorgt?“ Worauf eine Frauenstimme antwortet: „Ja klar, das wird niemand mehr finden, da gestern die Mülltonnen geleert wurden. Rogowski nimmt all seinen Mut zusammen, geht 3 Schritte zurück, nimmt Anlauf und wirft sich mit der Schulter gegen die morsche Tür, die aufspringt, sodass er in den Raum hineinstolpert. Gerade noch kann er sein Gleichgewicht halten, bleibt stehen und schaut in zwei erschrocken blickende Gesichter, die zu zwei nackten, auf dem Bett liegenden Körpern gehören. Es ist der Pfarrer und die Putzfrau.

Kapitel 6

Friederike Weisse

Edith zwingt sich nach dem Tanken beim Einfädeln von der Raststätte Weilbach auf die A66 zur Konzentration – ein Unfall fehlte jetzt grade noch! Sie weiß ohnehin nicht, wo ihr der Kopf steht. Die fälligen Danksagungen, der leer geräumte Safe, die „Burg“, der Verlag, das seltsame Verhalten der Angestellten im Haus – als wenn sich alle belauern. Dann noch das brennende Auto mit dem Frankfurter Kennzeichen vor ihrer Einfahrt! Ein Nachbar hatte die Polizei gerufen; der Volvo war als gestohlen gemeldet. Auch so ein Rätsel! Und was hatte dieser smarte junge Pfarrer gewollt, der gestern vor dem Hause herumlungerte und dann ganz schnell verschwand? Alles sehr seltsam! Die Schwestern hatten vereinbart, in den nächsten Tagen die weitere Abwicklung zu besprechen und wegen des gestohlenen Safe-Inhaltes Anzeige gegen Unbekannt zu erstatten.

Edith hat sich mit Wut im Bauch in ihren Golf gesetzt, um ihren Mann in Frankfurt abzuholen. Konnte er bei all der Aufregung, mit der sie grade fertig werden musste, nicht mal die S-Bahn nehmen, wenn sein Mercedes-Coupé in der Inspektion war?

Ein paar Schritte bis zur Konstabler Wache und dann eine Taxe vom Wiesbadener Bahnhof, das war doch wirklich nicht zu viel verlangt! *Ach ja, die Salzbachtalbrücke und die Sperrung*, fällt ihr dann ein. *Wäre doch sehr umständlich für ihn!*

Edith parkt den Wagen auf dem für einen horrenden Preis angemieteten Stellplatz um die Ecke und passiert die professionell dekorierten Auslagen der *Goldgrube*. Frau König, die langjährige Angestellte (immer Etuikleid oder Seidenblüschen und Bleistiftrock!) entsperrt nach kurzer Sichtkontrolle die Eingangstür. Sie hatte kondoliert und kommt jetzt nicht mehr auf den Tod der Mutter zurück. „Grüß‘ Sie, Frau Schauß-Simmerer. Ihr Mann ist hinten in der Werkstatt.“ „Danke. Und Sie wieder so chic, Frau König!“ „Man tut was man kann.“ Es ist immer die gleiche Begrüßung.

Ediths Mann schaut erschrocken hoch, als seine Frau die Werkstatt betritt.

„Du bist früh, warte doch bitte kurz draußen. Ich muss noch etwas wegschließen.“

Edith tritt an den großen Tisch neben dem wuchtigen Panzerschrank. „Was ist das?“ Sie schaut neugierig auf das Collier, das auf dem Tisch liegt. Ihr Mann schlägt den Schmuck grade hastig in ein schwarzes Samttuch ein. „Zeig doch mal!“ „Ach, das ist nur...“

„Ich kenne das! Meine Mutter hatte so ein Collier, ein Geschenk von Papa zum zehnten Hochzeitstag. Eva war noch zu klein, aber Clara und ich haben es damals sehr bewundert an Mamas Hals. Es war eines ihrer Lieblingsstücke; sie hat es in letzter Zeit nicht mehr so oft getragen.“

„Siehst du, Schatz“ sagt Heinz erleichtert und strafft sich. „Und deshalb musst du dich irren, dieses Collier kann es nicht sein. Die Dreifachreihung in Gold mit versetzt angeordneten Brillanten, das war mal sehr beliebt. Heute mögen die Kunden es schlichter. Das Collier hier wurde mir zur Umarbeitung gebracht – eine alte Stammkundin.“ Er ergreift das Tuch mit dem Schmuckstück, legt es in den Tresor. Schnell

verstaut er auch die goldenen Ketten, die daneben auf einem Tablett liegen. *Solche Gliederketten hatte Mama auch; sicher wertvoll aber wohl keine Einzelstücke. Doch dieses Collier...* Edith ist total verunsichert.

Dass es solche Zufälle gibt, und dass Heinz mit seiner Erklärung recht hat – möglich. Doch da war dieser Satz der schluchzenden Eva, nachdem sie nach Mamas Beerdigung den leeren Safe entdeckt hatten. Auf einmal ist es ein Schlüsselsatz: „Wie gut Edith, dass dein Mann im letzten Jahr den Schmuck angesehen und bewertet hat für die Versicherung.“ Jetzt ist der Schmuck weg, und die Sparbücher sind auch weg! Und Heinz war damals mit der Mutter in ihrem Schlafzimmer am Safe. Hatte er sich vielleicht den Code gemerkt?

Mensch, Edith, das ist doch reine Spekulation, ruft sie sich selbst zur Ordnung. Soll ich wirklich meinem eigenen Mann so misstrauen?

Die kinderlos gebliebene Ehe mit Heinz Simmerer war nach fünfzehn Jahren vielleicht nicht gerade liebevoll, aber sie hatten einander doch stets vertraut. Heinz war ein sicherer Anker gewesen, auch finanziell, der ihr die endgültige Lösung aus dieser stressigen On-Off-Beziehung mit ihrem Yoga-Guru versüßt hatte mit kostbaren Geschenken. Aus dem Geschäft hatte sich Edith immer herausgehalten.

Ich habe eigentlich keine Ahnung, wie die Geschäfte der „Goldgrube“ laufen, denkt sie.

Ein Klopfen unterbricht Ediths Gedanken. Frau König steht in der Tür, hält eine Kassette in der Hand – leer, mit geöffnetem Deckel. „T’schuldigung Chef, die stand im Abstellraum bei den Sperrmüllsachen. Ist das Absicht, oder ein Versehen?“

Edith kennt diese Kassette mit dem verzierten Griff nur zu gut. Sie schaut ihren Mann an, Verachtung im Blick. „Hast du auch die Sparbücher genommen?“

Kapitel 7

Oliver Baier

Rogowski stand in der Tür. Er hatte die Fäuste geballt. „Dass du mit dem ins Bett gehst. Das hätte ich nicht von dir gedacht. Mit diesem Schwein.“ Rogowski drehte sich zu der großen Dessertschale auf dem Schreibtisch um. Er schien damit zu kämpfen, nicht die Fassung zu verlieren.

Luisa zog sich ihre geblümete Bettdecke vor die Brust. „Wenn du mit dieser Möchtegern-Malerin in die Kiste steigst, kann ich das schon lange.“ Ihre Stimme wurde leiser. In jedes Wort packte sie mehr Enttäuschung. „Ich habe mich immer für dich aufgespart und aufgehoben und du, was machst du?“

Wehrhahn stand auf und zog seine schwarze Boxershorts an. Er sagte kein Wort. Er schien diesen Auftritt vor Rogowski zu genießen und schob sich an ihm vorbei. Ganz langsam griff er nach seinen Jeans und den Tennissocken, die auf dem Boden verstreut lagen.

Luisa hatte sich nicht überreden lassen müssen, mit diesem Beau ins Bett zu gehen. Bei ihnen war es schnell zur Sache gekommen.

Noch vor ein paar Tagen hätte sie alles für Rogowski getan. Sie hatte damals die Sparbücher mit dem vielen Geld hinter dem Geschmiere der Nicklas gut mit einem Tapeband fixiert. Für alle Fälle hatte sie niemandem davon erzählt.

Was Rogowski nur an dieser alten Malerin fand! Luisa hatte nicht nur die Küsse zwischen den beiden gesehen, sondern auch, wie er über sie geredet hatte. „Wenn die Portugiesin so auf mich abfährt, dann ist doch gut. Die weiß alles von der Chefin. Die glaubt doch tatsächlich, ich fang mit ihr ein neues Leben an. Querida (Schätzchen) hinten, querida vorne. Total lächerlich. Die kann uns dann beim Champagner trinken zusehen. Den Pfarrer müssen wir nur auch noch loswerden.“

Rogowski war ein Feigling.

Er griff nach der Schüssel „Und du machst dem auch noch als Dessert meine Natas do Céu?“

Einen Löffel hatte Luisa als Einladung dazugelegt.

„Das lasse ich mir nicht auch noch nehmen.“ Er schmatzte.

„Hau rein, Rogowski. Ich hatte ja die Hauptmahlzeit.“ Luisa zwinkerte Wehrhahn zu.

Querida hinten, querida vorne. Die Nicklas hatte gelacht. „Sie ist so eine

einfache Person. Aber sie hat dir den Code verraten, Toni.“

Die Schmuckstücke für den Pfarrer waren unbedeutende Repliken vom Juwelier aus der „Goldgrube“. Der konnte sie einem Vollidioten angedreht haben. Kein Mann würde sich noch einmal über sie lustig machen.

Luisa stand auf. „Das müsste reichen.“ Sie schlang das Laken enger. Im Spiegel stand eine ganz andere Frau. Sie nahm Rogowski den Löffel aus der Hand. „Ich hoffe, es hat geschmeckt. Meine Himmelscreme. Von deiner portugiesischen Putzfee.“ Sie bekreuzigte sich.

Rogowski hustete. „Was heißt das?“ Er atmete schneller. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. „Mir geht es gar nicht gut.“

„Das hoffe ich doch, querida.“ Luisa lachte. „Das wird noch schlimmer.“ Rogowski griff sich an den Hals und ging auf die Knie. Er sackte in sich zusammen.

„Da hat wohl einer den Hals zu voll genommen.“ Wehrhahn knöpfte sein Hemd zu und rückte den Kragen zurecht. „Wie bekommen wir den hier weg?“

Luisa zog sich den schwarzen Jumpsuit über ihre Unterwäsche. Sie schlüpfte in die Espadrilles und hängte sich die Tasche um.

In dem kleinen Rollkoffer war alles, was sie brauchte. Die Sparbücher und von dem Schmuck, den sie nicht dem Hehler in der „Goldgrube“ überlassen hatte.

Damit und dem Autoschlüssel für das alte VW Käfer Cabriolet von Anna-Maria würde sie einen guten Start hinlegen.

„Ich bin gleich wieder da. Mache mich nur kurz frisch. Fange du schon einmal an, hier für Ordnung zu sorgen.“

Sie griff nach Rogowskis Handgelenk. Seine Hände waren entspannt und der Puls verschwunden. Mit seinen Lippen würde er die Malerin nicht mehr küssen.

Sie zog leise die Tür zu und lief zum Cabriolet. In knapp vier Stunden würde sie in Luzern sein. Dort würde sie ihren neuen Pass und ihr neues Leben erhalten.

Sie klappte das Verdeck nach hinten und drehte den Zündschlüssel um. Wehrhahn fuchtelte oben am Fenster hektisch mit den Armen. Sollte er ihn doch unter der Eiche begraben. Ihr Job war erledigt.

Sie schaltete das Radio an. „Material Girl“ von Madonna war jetzt genau richtig.

Kapitel 8

Karin Kuschewitz

Eva muss ihr Gewissen zur Ruhe bringen. Die Sache mit den Sparbüchern war eine gute Gelegenheit, ihre Gefühle zu entladen, Weinen war eine Erleichterung. Das brennende Auto vor dem Haus beendete das Zusammensein mit den Schwestern, das kam ihr sehr gelegen.

Jetzt erst einmal raus aus der „Burg“. Gerne wäre sie mit ihrem „Deutschen Boxer“, wie sie ihren alten, dunkelgrünen VW Käfer nennt, durch den Taunus gefahren, aber ihr Autoschlüssel war nicht auffindbar.

In der Nerotal-Anlage will sie sich sammeln. Sie sitzt hier gerne. In der Nähe der auffallenden Blutbuche, deren Blätterfarbenspiel sie von Frühjahr bis Herbst immer wieder bewundert. Aber heute, in diesem 2. Corona-Sommer, tummeln sich für ihren Geschmack zu viele Menschen auf den Wiesen. Die Parkanlage rechts und links des Schwarzbaches bringt ihr nicht die erhoffte Ruhe.

So fängt sie an auszuschreiten. Unter dem Viadukt der Nerobergbahn hindurch, den Philosophenweg steil hinauf. Quer durch den Wald bis zur Feldkapelle. Dann doch wieder nach Hause, in die „Burg“.

Dabei holt sie sich die Gespräche der letzten Wochen mit ihrer Mutter wieder in Erinnerung. Niemals hatte Mutter von ihrer Vergangenheit gesprochen und schon immer spürte sie, ich werde anders behandelt als meine Schwestern. Nicht schlechter, eher vorsichtiger. So wie eine lieb gewonnene Tasse mit Sprung, auf die man aber nicht verzichten will.

Hartnäckig verfolgte Eva ihr Ziel, Mutter zum Erzählen zu bringen.

Irgendwann war diese dazu bereit. Natürlich nach ihren Bedingungen.

Anna liebte das „große Theater“. Sie bestimmte, wann und wie lange sie erzählte. Im Grunde war es jedoch mehr eine Aufzählung. Nachfragen beantwortete sie stets mit: „Darüber spreche ich später.“

Anna erzählte:

„Ich wuchs, mit einem jüngeren Bruder, behütet im Wiesbadener Westend auf. Auch zur beginnenden Wirtschaftswunderzeit lebte unsere Familie in einfachsten Verhältnissen.

Ein älteres, kinderloses Ärzteehepaar aus der Nachbarschaft nahm sich immer wieder meiner an. Sie waren es auch, die mir einen guten

Mittelschulabschluss an der Gerhart-Hauptmann-Schule ermöglichten. Ich begann eine Lehre bei „Schauß“. Nicht der größte und älteste Musikverlag, aber er war deutschlandweit für sein Repertoire der Kirchenmusik bekannt. Es dauert nicht lange, und Eberhard, der Juniorchef, verliebte sich in mich.“

Wie es dazu kam, darüber schwieg sich Anna aus.

„Schnell heirateten wir, und Edith und Clara wurden geboren. Meine Tage waren ausgefüllt mit Hausarbeit, Erziehung und der Überwachung der Umbauarbeiten der „Burg“. Ich hatte ein gutes Leben, ich vermisste nichts.

Schon bald verunglückten meine Schwiegereltern auf einem Sonntagsausflug durch den Rheingau tödlich. Eberhard übernahm den Verlag. Danach arbeitete er fast täglich bis in die Nacht hinein. Entgegen meiner Erwartung, als Ehefrau eines Musikverlegers kulturell oft und vielfältig unterwegs zu sein, blieb Eberhard viel lieber zu Hause. Ab und zu ein Konzert im Friedrich-von-Thiersch-Saal des Kurhauses oder in der Adventszeit ein Kirchenkonzert, das war alles. So blieben meine Abende einsam und leer.“

Annas Erzählung wird nun leidenschaftlicher.

„Zusehends merkte ich, wie sich die Nachbarschaft veränderte. Als Eberhard die „Burg“ kaufte, gehörten wir zu den wenigen Jungen. Dann zogen immer mehr jüngere Menschen in die großen Villen. Aber nicht als Hausbesitzer. Diese waren oft zu alt, um notwendige Modernisierungen zu betreuen. Viele dieser Häuser hatten Bäder der ersten Generation, und die hohen Räume wurden mit Einzelöfen beheizt. Sicherlich war auch oft das dazu nötige Geld nicht vorhanden. So wurden ganze Stockwerke vermietet. Zimmerweise an Einzelpersonen oder ganze Etagen an Wohngemeinschaften. Auch Eberhard vermietete, um die Hypothek abzuzahlen. Allerdings legte er Wert auf seriöse und solvente Mieter, jenseits der Vierzig. Ja, Wohngemeinschaften waren ein Zeichen der Zeit.

Ein Sammelsurium unterschiedlichster junger Menschen, Männer und Frauen. Sie studierten, absolvierten Lehren, arbeiteten in Fabriken oder Behörden. Küche und Bad wurden geteilt, und allzu gerne kam man zusammen und feierte; irgendetwas gab es immer zu feiern. Ein ganz anderes Leben zog in das Viertel ein, geformt von Menschen, die nicht

viel jünger waren als ich.“

Kurz vor Erreichen der „Burg“ war es Eva, als hörte sie die Stimme ihrer Mutter: „... und es kam, wie es kommen musste...“ Ganz im Sinne einer Dramatikerin setzte sie dann noch dazu: „Wenn ich dir die Geschichte zu Ende erzählt habe, dann werden wir uns alle viel zu verzeihen haben.“ Hätte sie geahnt, dass sie Mutter nicht mehr lebend sehen würde, hätte sie nicht ärgerlich geantwortet: „Wo hast du dir denn diesen Satz wieder aufgeschnappt?“

Aber an Mutters letzte Worte, als Eva schon fast aus dem Zimmer war, erinnert sie sich immer und immer wieder: „Ich habe Angst.“

Kapitel 9

Horst Goschke

Anna Maria Schauß hatte tatsächlich einen Herzschlag erlitten. Sie war gestorben, wie Millionen von Menschen sterben und ältere Menschen besonders. Von einer Sekunde zu anderen hatte der über viele Jahrzehnte unermüdlich tätige Muskel in ihrer Brust seine Mitarbeit an ihrem Leben aufgekündigt – ohne jedwede Einwirkung von außen. Der Notarzt, so gestresst er auch war, musste sich den Vorwurf nicht machen, er habe ein Indiz übersehen.

Doch Anna Maria Schauß hatte Angst gehabt, Angst vor diesem Augenblick, dem kein weiterer mehr folgen würde. Und diese Angst war stärker und stärker geworden, je mehr sie sich in der „Burg“ mit ihrem Umfeld auseinandersetzte, allein im „Blauen Salon“, umgeben nur von ihren Gedanken und den Beobachtungen, die sie täglich so machte.

Es waren schon lange nicht mehr die besten und unvergleichbar gewiss mit jenen, die sie einmal gehabt hatte, damals, als sie in diese Villa in der Kapellenstraße gezogen war. Anfangs hatte sie diese Gedanken überspielt und sich besonders herrisch gezeigt. Was immer auch geschehen sollte, sie entschied es allein. Doch dann, als ihr Mann gestorben war, kam allmählich immer wieder jene Frage zu ihr: Wer waren diese Menschen

tatsächlich, denen sie täglich in die Augen schaute? War es nur Gier, die ihnen die Kraft für ihr Verhalten gab?

Gier zeugt Angst, das wusste sie, Angst, dass diese Gier gar zu offenkundig werden könnte. Und die Folgen dieser Gier natürlich ebenso. Nicht wenige lebten dann von der Hoffnung auf einen unbeobachteten Augenblick, der ihr Leben grundlegend verändern würde. Hin zur erträumten Sorglosigkeit. Immer wieder hatte Anna Maria in den letzten Jahren in Blicken diese Hoffnung bemerkt. Auch in der „Burg“.

Besonders, wenn sie zu ihrem Tresor ging. Es waren Blicke, die herausfinden wollten, welche Geheimzahlen es wohl waren, die sie in das Schloss ihres Safes eingab. Und sie kannte allmählich auch alle, alle ohne Ausnahme, die diese Blicke besaßen. Zuerst riefen sie nur Spott in ihr hervor, dann wurde allmählich Verachtung daraus, aber plötzlich wandelten sich ihre Empfindungen in seltsame Beklemmungen. Sie fühlte: Es war die sichtbare Gier dieser anderen, die es zustande brachte, dass sie sich mehr und mehr alleine fühlte, verlassen, hineingestoßen in eine Einsamkeit, die fortan wuchs und wuchs. Erst schmerzte es nur. Dann aber veränderte sich sogar ihr Wesen. Sie ersehnte diese Gier, gab sich tollpatschig und oft auch vergesslich, weil sie dann sah, dass sich die Gier der anderen noch verstärkte und alle noch enger miteinander verband. Es wurde eine Beziehung der besonderen Art – erzeugt durch den Tresor.

Anna Maria Schauß hatte tatsächlich einen Herzschlag erlitten. Aber das interessierte nun längst keinen mehr. Nur Eva, die nie verheiratet war, hatte noch immer etwas mit ihrem Gewissen zu tun. Louisa, die portugiesische Haushälterin, hatte ein solches in der Kapellenstraße verlernt. Sie saß in Evas altem VW Käfer Cabriolet und fuhr ihrem Heimatland Portugal entgegen. Das Delta-Virus, das in Lissabon wütete, schreckte sie nicht. Sie stammte aus einem Dorf, weit entfernt von der Bevölkerungsdichte der Großstadt. Beim letzten Anruf dorthin hatte sie erfahren, dass kein Bewohner der Gemeinde bisher von einer Ansteckung betroffen worden war. Man stand halt nicht eng beieinander. Und weiter als ein Meter fünfzig konnten Aerosole nicht fliegen. Louisa stellte das Autoradio an. Und fühlte plötzlich, dass sie fröstelte. Nein, dachte sie, nein, es darf nicht sein, jetzt nicht sein, dass sie Fieber bekam. Und dann fühlte sie auch noch dieses Kratzen im Hals...

Kapitel 10

Gudrun Ornth-Sümenicht

Es fällt Eva wie Schuppen von den Augen. Hier lag das Geheimnis ihrer Geburt, ihrer seltsamen Behandlung durch ihre Mutter und die Distanz von Vater. Die Leidenschaft in der Stimme ihrer Mutter! Kommune, freie Liebe, die Krishna-Disco in der Stadt, Bhagwan-Jünger in der Stadt. Da war Leben. Vielleicht ein bisschen von dem Leben, welches Mutter noch aus ihrer Kindheit kannte, nicht wie die langweiligen, alten, verstaubten, reichen Wohnungsbesitzer in ihrer Straße.

Vor ihren geistigen Augen ziehen Bilder vorbei: Die lebendigen bunten Menschen ziehen auch in die Burg ein. Sex, wie Mutter es mit Eberhard nie erlebt hatte.

Und plötzlich schwanger! Wer war der Vater? Sie wusste es nicht. Konnte mit Eberhard nicht darüber sprechen. Ein Geheimnis belastete sie nun. Eberhard nahm es gleichgültig hin, wunderte sich nur, wie seine Frau bei dem wenigen Sex, den sie in den letzten Monaten hatten, noch einmal schwanger werden konnte!

So könnte es gewesen sein! Darum auch kein Sparbuch. Darum die enge Verbindung mit Mutter. Eva ist die Einzige, die Mutter besonders nah war und sich seit Vaters Tod sehr um Mutter bemühte.

Zwischenzeitlich ist Eva an der Burg angekommen. Der VW Käfer steht nicht mehr auf dem Hof. Sie wundert sich, gedankenverloren geht sie den Weg vom Hof zur anderen Ausfahrt. Da steht er. 300 Meter vom Haus entfernt. Und daneben Luisa Maria Castro! Mit einem kleinen Koffer!

So schnell will sie die Burg verlassen? Wieso mit dem VW? Hat sie ihn gestohlen? Oder haben Edith und Clara ihr den Wagen geliehen, ohne sie zu fragen?

So geht das aber nicht, denkt sie, und stürzt ins Haus. Stille. Wo ist der Gärtner, der kein Gärtner ist? Wo sind Edith und Clara?

Sie rennt die alten breiten Treppen hinauf, um in den Blauen Salon zu gelangen. Sie will mit den Schwestern über ihre Vermutungen sprechen. Dunkle Gedanken ziehen in ihr auf. Mutter hatte Angst! Angst wovor?

Wusste sie noch mehr Geheimnisse? Was, wenn sie diese ausgesprochen hätte? Kam ihr plötzlicher Tod nicht gelegen?

Oben auf dem Treppenabsatz steht mit vor Schreck verzerrtem Gesicht Wehrhahn gegenüber. Wo kommt der denn jetzt her, denkt sie kurz, schenkt ihm dann weiter keine Beachtung. Sie hört Stimmen aus dem Blauen Salon. Das könnten die Schwestern sein. Vielleicht ist Edith vom Besuch bei ihrem Mann zurück.

Jetzt vernimmt sie die Stimmen der Schwestern, laut, wütend, Claras Stimme überschlägt sich. „Du dumme Gans, hast dich um nichts gekümmert, alles deinem lieben Heinz überlassen. Faul und träge bist du geworden! Heinz wird es schon richten! Ja, das hat er wohl auch. Du glaubst doch wohl nicht, dass der Schmuck von einer Kundin ist! Stille Wasser sind tief, könnte man bei deinem Mann sagen. Leise und still sorgt er für sich. Niemand traut ihm etwas Böses zu“.

Mutters Schmuck ist einmalig. Er wurde immer wieder gehütet. Getragen hat sie ihn so gut wie gar nicht. Ich, denkt Eva, hatte immer ein Gefühl, als ob es ein Geheimnis um den Schmuck gäbe. Wie um das Haus. Ein Haus von 1907! Eine Ritterburg. Wer hat sich da wohl früher verschanzt? Vater hat es günstig gekauft. Niemand hat sich um die Geschichte des Hauses gekümmert. Für eine reiche Familie soll es gebaut worden sein. In dieser Gegend wohnten auch nach 1933 reiche Nazigrößen. Man spricht in Wiesbaden nicht gerne darüber. Aber ab und zu kommt doch etwas ans Tageslicht, dank der Wiesbadener Tageszeitung. Vater hat es umbauen und sanieren lassen. Doch die Geschichte löscht man so nicht aus.

„Was ist hier los?“ Eva betritt mit lauter Stimme den Raum. „Seid ihr vollkommen verrückt geworden? Wir haben doch genug zu klären miteinander. Dazu brauchen wir einen klaren Kopf! Und was macht Wehrhahn hier? Wieso ist Luisa draußen am VW mit einem Koffer? Wo ist Rogowski?“

Und: „Habt ihr auch schon mal daran gedacht, dass Mutter vielleicht gar nicht eines natürlichen Todes gestorben ist? Sie war doch kerngesund und hatte gerade angefangen, mir von unserer Familie zu erzählen und wovor sie Angst hatte!“

Kapitel 11

Stephan Reinbacher

Polizeihauptkommissar Nils Walzer liegt auf der Couch und horcht tief in sich hinein. Sechzehn Stunden nach seiner zweiten Covid-19-Impfung noch immer keine Nebenwirkungen. Verdammter Mist. Er hatte die freien Tage auf Krankenschein fest eingeplant.

Stattdessen klingelt das Handy. „Chef“ steht auf dem Display. Scheiße.

Walzer holt tief Luft, drückt die grüne Taste und legt ein asthmatisches Keuchen in seine Stimme. „Ja ... bitte?“

„Hey, Nils, mein Lieber. Alles gut vertragen?“ Oh, dieser aufgesetzt fröhliche Ton. Wenn er den schon hört.

„Na ... ja“, antwortet Walzer und bemüht sich, so angeschlagen zu klingen wie möglich. Er holt theatralisch Luft.

„Sehr schön, Nils. Pass auf. Im Kurier ist heute eine ganze Seite über den Tod von Anna-Maria Schauß. Du weißt schon, die Musikverlegerin.“

„Ja ... und?“

„Also, die Zeitung hat dafür tatsächlich den ollen Haudegen ausgegraben. Du weißt schon, dieser Schreiberling, der uns immer wieder nervt, weil er Sachen bemerkt, die wir nicht so auf dem Zettel haben. Und in seinem Artikel steht was von ‚rätselhaften Todesumständen‘, und ‚erbittertem Streit der Erben‘. Geh dem doch mal nach.“

Walzer stöhnt. „Kann das nicht die Kollegin Pfannenschmidt machen?“

„Hat Urlaub, weißt du doch.“

„Und Bremer?“

„Jetzt fahr schon los, Nils. Die Villa ist in der Kapellenstraße.“

Klick. Aufgelegt.

Mürrisch steigt der Kommissar vom Sofa. Unter seinen Achseln riecht es jetzt schon nicht mehr gut. Vor dem Rausgehen gönnt er sich eine Ladung Hugo Boss. Fünfzehn Minuten später parkt er vor der „Burg“.

Er latscht durch den Vorgarten. Kies knirscht unter seinen Ledersohlen. Walzers Blick gleitet die Mauern des Gebäudes hinauf. Durch mehrere Fenster scheint Licht. Er meint auch, Stimmen zu hören. Schrill, keifend. Was ist da los? Er sieht sich nach der Türklingel um, entdeckt eine große Messingglocke und hat den Schwengel schon in der Hand, als er es sich anders überlegt. Durch die dicke Holztür kann er nur den Tonfall der Streitenden erahnen. Aber vielleicht ist irgendwo ein Fenster offen. Und Lauschen bringt ja oft viel mehr als Befragen. Alte Polizistenweisheit. Noch scheint ihn niemand bemerkt zu haben. Also los. Vorsichtig, immer an der Wand entlang, schlurft er um das Gebäude.

Nur hat die Villa auf der Rückseite leider einen fast zwei Meter hohen, gemauerten Sockel, und alle Fenster liegen weit darüber. Aber in dem Sockel gibt es eine reich verzierte antike Kellertür mit schmiedeeisernem Griff. Probeweise drückt Nils Walzer ihn herunter. Nicht abgeschlossen. Durch einen modrig riechenden, dunklen Raum gelangt er zur Treppe. Oben hinter der Tür hört er die Stimmen der Streitenden auf einmal ganz laut und deutlich.

„Von wegen, wir teilen alles“, keift eine. „Ihr habt doch ...“ Sie wird unterbrochen. „Ist doch gar nicht wahr. Das war diese Pinselquälerin, die mit dem Geld unserer Mutter durchgebrannt ist.“

„Der Herr wird euch strafen für euren Zorn.“ Diese Stimme kennt der Kommissar. Er hat Pfarrer Wehrhahn schon einmal predigen gehört. Vor Monaten, als er sich am Sonntag in die Kirche verirrt hat. Vorsichtig schiebt er die Tür ein Stück auf und lugt hindurch.

„Und wenn Mutter gar keines natürlich Todes gestorben ist? Wenn Rogowski das war? Vielleicht ist das miese Arschloch mit unserem Geld längst über alle Berge.“

„Wohl kaum.“ Wieder der Pfarrer.

„Woher wollen Sie denn das wissen?“ Plötzlich ein Poltern. Schreie. Alle schauen entsetzt nach oben. Pfarrer Wehrhahns Stimme überschlägt sich: „Ein Gespenst. Herr, erbarme dich unser.“

„Von wegen Gespenst.“ Eine ruhige männliche Stimme. „Hast wohl gedacht, ihr habt mich erledigt. Mörder.“

Zeit, sich zu erkennen zu geben, beschließt Kommissar Walzer und stößt die Tür auf. Doch direkt davor steht Clara. Und gerade begutachtet sie eine antike Vase in ihrer Hand.

„Einbrecher“, brüllt sie. Und noch bevor der Kommissar widersprechen kann, trifft ihn das schwere Gefäß am Kopf. Mit einem Schlag verwandeln sich zehntausend Euro in Scherben, und der Polizist geht bewusstlos zu Boden.

Kapitel 12

Markus Bennemann

Aus einem brennenden Auto zu entkommen, ist gar nicht so einfach. Doch als Polizeireporter des *Wiesbadener Kurier* hatte Gangolf Säbel schon ganz andere Sachen erlebt. Groß, schwer, mit der Statur eines Türstehers und dem Herz eines Sozialarbeiters hatte er sich 30 Jahre lang in den Kommentarspalten der Zeitung für Opfer und Schwache starkgemacht. Jetzt nach seiner Pensionierung war es Zeit, das auch auf andere Weise zu tun.

„Lassen Sie mich los“, beschwerte sich Luisa, die lebenshungrige Portugiesin, die er gerade noch an der Ecke zur Geisbergstraße hatte abfangen können. Weit war sie auf ihrer Flucht nicht gekommen.

„Etwas sanfter, bitte“, bat auch Rogowski, der scheintote Gärtner, den Säbel eben oben in Luisas Zimmer eingesammelt hatte. Auf der steilen Nebentreppe zur Beletage machten ihm offenbar immer noch die Nachwehen seiner freiwillig gelöffelten Betäubung zu schaffen.

Ein tolles Schauspiel hatten sich die beiden Früchtchen ausgedacht, damit Toni endlich den erpresserischen Pfarrer loswird und sie im warmen Süden neu anfangen könnten. Besser, dachte Säbel, bekam man

es selbst im Großen Haus des hiesigen Staatstheaters kaum zu sehen. Zum Beispiel bei einem Stück von Tschechow – he, he, he.

Er stieß die zwei in den Salon, dessen geschmackvolle Einrichtung sanft im milden Nachmittagslicht glänzte. Dann richtete er sich zu seiner vollen Größe auf und blickte drohend in die Runde.

„So. Jetzt ist er also gekommen, der Moment.“

„Welcher Moment?“, fragte natürlich sofort Wehrhahn, der vorlaute Gockel Gottes. „Und wer sind Sie überhaupt?“

„Das wissen manche hier ganz genau. Aber es ist jetzt egal. Gekommen ist der Moment, wenn, wie in jedem guten Krimi, der Ermittler alle Verdächtigen in einem Raum versammelt und die Geschichte aufklärt – oder ihr wenigstens eine entscheidende neue Wendung gibt. Der liebe Kommissar Walzer dort war ja schon auf dem Weg. Aber dann hat er unliebsame Bekanntschaft mit einer chinesischen Vase gemacht.“

Eva-Maria, die jüngste und hübscheste der drei Schwestern, blickte erschrocken auf die ausgestreckte Gestalt neben ihr. Walzer und seine Kollegen nannten Säbel gerne einen „alten Haudegen“, aber jetzt hatte den jungen Polizisten selbst was umgehauen. Eva-Maria griff nach einem zerknüllten Stofftaschentuch auf dem Steinway-Flügel neben ihr – Piano-Schulz sicher, der alte Traditionsladen lag nicht weit vom Pressehaus. Während sie dem Bewusstlosen wenigstens etwas Luft zufächelte, schauten die älteren Schwestern mit gerunzelter Stirn zu.

„Was ist denn das für eine komische Versammlung? Und wer ist der alte Sean-Connery-Verschnitt in der Lederjacke da drüben? Hat der uns allen diese SMS geschickt?“

Wie es sich für so ein Treffen gehörte, traf nun auch der Rest der Bande ein. Während Louise Nicklas mit dem alten Steuerfuchs Dr. Wagner und dem Frankfurter Goldgräber Heinz Simmerer im Schlepptau über Walzers Kopf stieg, drehte sich Pfarrer Wehrhahn zu ihr um.

„Wir wissen auch nicht, wer der Typ ist. Hat sich einfach in die Geschichte reingedrängelt. Behauptet, er wisse irgendwas. Ziemlich Deus ex Machina, finde ich. Und mit Göttern kenn‘ ich mich aus.“

„Nonsens, im letzten Kapitel wurde ich schon angedeutet“, erwiderte Säbel ruhig. „Und wenn, dann auch nicht ex Machina, sondern höchstens ex Wisi. Den schon unter Karl dem Großen bekannten Wiesen unserer schönen Bäderstadt.“

„Keine Ahnung, was der Kerl faselt.“

Obwohl Säbel bei seinen Artikeln nie was davon gehalten hatte, konnte er sich jetzt etwas künstliche Dramatik nicht verkneifen. Langsam zog er das große, gefaltete Stück Papier aus seiner Jacke. Zum Schutz war es in einen alten Gefrierbeutel gehüllt, an dem noch Erdkrümel hingen. Gleichzeitig glich es so einem der Beweisstücke, die Säbel von seinen Tagen im alten Amtsgericht und dem neuen Justizzentrum kannte.

„Mein Notenblatt“, sagte Rogowski.

„Mein Gefrierbeutel“, sagte Luisa.

Säbel deutete mit dem Papier auf Luisas Handtasche, in die sie vorhin noch schnell ihre Beute gestopft hatte.

„Ihr alle glaubt, dass es hier um Dinge wie Schmuck, Sparbücher und Erbschaften geht. Dabei geht es um was viel Wichtigeres.“

„Ach ja, worum denn?“, ätzte Louise.

„Um Liebe.“

„Himmel“, stöhnte Wehrhahn, auch der Rest verdrehte die Augen. Nur in Eva-Marias Blick schimmerte kurz Verwirrung auf.

„Na gut, und es geht um eine Erbschaft, die noch viel größer ist als jene, um die ihr euch alle reißt.“

„Dann reden Sie ruhig weiter“, erklärte Simmerer. Auch die zwei älteren Schwestern neigten plötzlich das Ohr.

„Weiß hier jemand, wer George Martin ist?“

„Der Autor von „Game of Thrones“? Oder der Schauspieler?“

„Das ist Dean Martin, du Depp“, zischte Rogowski Wehrhahn an. „Nein, natürlich der Beatles-Produzent, von dem das Notenblatt ist, das ich draußen vergraben habe. Es ist einen hübschen Batzen wert.“

„Ja, und Sir George war noch viel mehr wert“, erklärte Säbel. „Henning Wossidlo, unser alter Kurdirektor, hat ihn mit einer gewissen Dame beim Konzert von Elton John auf dem Bowling Green vor zehn Jahren gesehen. Dessen Produzent war er nämlich auch.“

Er nahm das Blatt aus dem Beutel und entfaltete es. Gleichzeitig bat er Eva-Maria, das Taschentuch hochzuhalten, auf dem in Rosa die Initialen ihrer Mutter eingestickt waren.

Gebannt rückten alle näher und blickten auf den kleinen Schriftzug, der unter den kostbaren Unterschriften zu erkennen war:

For the love of my life: AMS.

Kapitel 13

Mathias Scherer

Jetzt nahm Eva ihren Arm mit dem Taschentuch langsam herunter. „Heißt das, Mutter kannte diesen George? Ist er am Ende vielleicht sogar mein...“

Weiter kam Eva nicht, denn ein unheimliches Stöhnen erfüllte den Salon. Kommissar Walzer schien langsam aus seiner Ohnmacht zu erwachen und gab dabei die sonderbarsten Geräusche von sich. Niemand im Raum rührte sich oder sagte etwas, während sich Walzer aus seiner horizontalen Lage in eine einigermaßen aufrechte Position bemühte. Nur Eva eilte herbei, um Walzer einen Sessel zuzuschieben. Walzer warf Eva ein dankbares Lächeln zu und ließ sich sogleich in den plüschigen Fauteuil fallen.

„Darf ich vorstellen,“ brach Gangolf Säbel das Schweigen, „Hauptkommissar Nils Walzer von der Wiesbadener Polizei.“ Walzer deutete eine Verbeugung an.

„Warum ist denn plötzlich die Polizei im Haus, werden Sie sich fragen“, fuhr Säbel in beschwingtem Ton fort. „Ich will es Ihnen sagen: Es

bestehen erhebliche Zweifel daran, dass Anna-Maria Schauß eines natürlichen Todes gestorben ist.“ Hier machte Säbel eine künstliche Pause, um die Reaktion der Anwesenden abzuwarten. Doch niemand sagte etwas. Nur Eva murmelte: „Also doch.“ Ihre beiden Schwestern blieben äußerlich ruhig, nur Clara wurde auffällig bleich.

„Und dies hat in erheblichem Maße hiermit zu tun,“ dozierte Säbel weiter, während er das Notenblatt in die Höhe hielt und im Salon langsam umherlief. „Kommissar Walzer und seine fähigen Kollegen werden herausfinden, dass der oder die Täter mit einem raffinierten Plan Anna-Maria Schauß ins Jenseits beförderten, ohne dass auf den ersten Blick – selbst für einen erfahrenen Mediziner – ein Fremdverschulden erkennbar war.“ Mit hochgezogenen Augenbrauen lauschte Walzer aufmerksam Säbels Worten und wunderte sich über all das, was er und seine „fähigen Kollegen“ noch herausfinden werden.

„Und da die Hinterbliebenen freundlicherweise der altmodischen Erdbestattung im Familiengrab den Vorzug vor einer Feuerbestattung gaben, wird Kommissar Walzer noch heute die Exhumierung des Leichnams von Anna-Maria Schauß beantragen und dessen eingehende Untersuchung veranlassen“, fuhr Säbel mit ernster Miene fort.

„Werde ich?“, fragte der Kommissar ungläubig. „Aber natürlich werden Sie, mein lieber Walzer, denn, auch wenn die Täter mit großem medizinischem Know-how ans Werk gegangen sind, wird man ihnen auf die Schliche kommen. Und das dank unserer fähigen Polizei.“ Bei diesen Worten tätschelte Säbel dem sichtlich gerührten Walzer über seinen verschwitzten Kopf.

Die Blässe in Claras Gesicht hatte derweil so weit zugenommen, dass es den anderen nicht verborgen blieb. Edith beugte sich zu ihr. „Geht es dir gut, Clara? Alles in Ordnung?“ Clara rang um Fassung: „Erst das Malheur mit der Vase. Und jetzt soll Mutter auch noch exhumiert werden. Das ist einfach zu viel für mich.“ So zartfühlend hatten ihre Schwestern die sonst so toughe Geschäftsfrau noch nie erlebt, die sich jetzt erhob und eilends den Salon verließ.

Nachdem alle Augen auf die sich von außen schließende Zimmertür gerichtet waren, räusperte sich Säbel, um seinen Vortrag fortzusetzen. „Kommen wir zurück zu Sir George Martin“, wieder begann Säbel im Salon umherzugehen und legte das Notenblatt auf einen kleinen

Beistelltisch. „Wie der scheintote Herr Rogowski bereits richtig bemerkte, war Sir George der kongeniale Plattenproduzent der Beatles. Er machte aus ihnen die kommerziell erfolgreichste Band aller Zeiten. Es ist allgemein bekannt, dass die Beatles hierdurch ein immenses Vermögen anhäuften. Und es darf angenommen werden, dass auch der Produzent hierbei nicht gerade arm geblieben ist.“ Säbels Zuhörer hingen an seinen Lippen, keiner rührte sich oder sagte etwas. Nur Rogowski rutschte etwas unruhig auf seinem Stuhl.

„Vor gut fünf Jahren starb Sir George im gesegneten Alter von 90 Jahren in seiner englischen Heimat. Er hinterließ Ehefrau und vier Kinder. Jedoch ist sein Nachlass bis heute noch nicht ganz aufgeteilt. Denn es hält sich hartnäckig das Gerücht, dass Sir George noch ein fünftes Kind hatte – außerehelich – und zwar hier in Deutschland. Das muss er gezeugt haben, als er schon um die 60 war. Wer mitgerechnet hat, weiß also, dass dieses ominöse fünfte Kind jetzt ungefähr 35 Jahre alt sein muss.“ Eva schoss das Blut in den Kopf.

Plötzlich drang vom Flur her eine hysterische Frauenstimme. Jetzt fiel Kommissar Walzer auf, dass Clara bereits seit geraumer Zeit der Versammlung ferngeblieben war. Er fühlte sich wieder soweit erholt, dass er sich aus seinem Sessel erhob und draußen im Flur nach ihr suchen wollte. Während Säbel im Salon weiter dozierte, traf Walzer im Flur auf eine völlig aufgelöste Clara, die fortwährend in ihr Mobiltelefon hineinschrie „Du musst was unternehmen!“ Als sie den Kommissar erblickte, schaltete sie abrupt ihr Telefon aus. Bevor Walzer etwas sagen konnte, ertönte Lärm aus dem Salon, Schreie, Gepolter. Die Tür wurde von innen aufgerissen. Heraus stürmte Rogowski mit einem Blatt Papier in der Hand und sich mit einem Affenzahn Richtung Ausgang bewegend. Kurz darauf stürmte Gangolf Säbel hinterher und schrie fortlaufend „Bleiben Sie stehen, Rogowski!“

Kapitel 14

Manfred Gerber

Clara wollte die Exhumierung ihrer Mutter offenbar mit aller Macht verhindern. Der aus dem Kurzzeitkoma erwachte Kommissar Walzer kombinierte das messerscharf aus den Wortfetzen, die er im Flur der „Burg“ aufgeschnappt hatte. Machte sie sich damit nicht zur ersten Hauptverdächtigen?

Gangolf Säbel war schon einen Schritt weiter. Er lancierte noch am selben Abend im *Wiesbadener Kurier* eine Story, die am nächsten Tag die Bevölkerung aufrüttelte und die Beamten der Kripo und die Staatsanwaltschaft mächtig auf Trab brachte. Wurde Anna-Maria Schaub tatsächlich ermordet? Wer hatte daran ein Interesse? Gab es Streit unter den Erben? Fragen über Fragen. Säbel wusste um die Wirkung einer geschickt formulierten Verdachtsberichterstattung. Darin hatte er nicht nur jahrzehntelange Übung, sondern auch viele, sogar preisgekrönte Erfolge erzielt.

Gefahr im Verzug bestand nicht, also konnte man in Ruhe die Entscheidung des Landgerichts abwarten. Mord an einer der bekanntesten Verlegerinnen der Landeshauptstadt? In der Gerüchteküche der Stadt brodelte es. Die Polizei kündigte für den nächsten Tag eine Pressekonferenz an.

Mit einer DNA-Probe George Martins Vaterschaft nachzuweisen, war nicht einfach. Weder seine vier Kinder noch die Enkel dürften ein Interesse haben, ihr Millionen-Erbe mit einer unbekanntem Wiesbadenerin zu teilen. Säbels Rat an Eva: einen britischen Detektiv beauftragen. Der solle sich den Herrschaften nähern und Beweismaterial für die mögliche Vaterschaft sichern. Er könne gerne seine Verbindungen nach England spielen lassen.

Der Check von Claras Handy-Verbindungen ergab, dass sie an dem turbulenten Abend mit ihrem Apotheker-Freund in Hannover telefoniert hatte. An sich noch nichts Verdächtiges. Oder doch? Apotheker sind schließlich gelernte Giftmischer. Doch warum Claras plötzliche Hysterie? „Was, bitteschön, sollte Ihr Freund in Hannover unternehmen?“ Beim Verhör im Polizeipräsidium Westhessen an der Konrad-Adenauer-Allee

redete Kommissar Walzer mit beiden Händen fuchtelnd auf Clara ein. Aufgeregt scharwenzelte er um sie herum, um der Sache Nachdruck zu verleihen.

„Gegen wen sollte etwas unternommen werden?“

„Das tut hier nichts zur Sache. Das hat weder mit Wiesbaden noch mit meiner Mutter etwas zu tun.“

„Sie waren wahnsinnig aufgebracht. Wie erklären Sie das?“

Die Beamten bissen auf Granit. Mussten sie laufen lassen.

Die Spurensicherung der Wiesbadener Kripo arbeitete perfekt. Akribisch sicherte sie in der „Burg“ alles, was nicht niet- und nagelfest war. Einschließlich der Reste des Natas do Céu, der Himmelscreme der portugiesischen Putzfrau Luisa, die auf einem ungewaschenen Teller in der Spülmaschine lag und deren Substanzen Rogowskis temporären Pulsstillstand ausgelöst hatte.

Auch Pfarrer Wehrhahn nahmen die Beamten ins Visier. Rogowski hatte ihn im Salon einen Mörder genannt. Eine Überprüfung von Wehrhahns Bankdaten ergab, dass er immer wieder neue Schulden anhäufte, die stets auf mysteriöse Weise getilgt wurden. Welche Rolle spielte er in der „Burg“? Hatte ihn die Verlegerin alimentiert?

Rogowski mit dem Blatt Papier war Säbel leider durch die Lappen gegangen. Ein Anruf genügte, um ihn zur Fahndung auszuschreiben. Hatte Rogowski ein Interesse am Ableben von Anna-Maria Schauß?

Auch Säbel behielt den seltsamen Pfarrer im Auge. Ein Pfarrer, der ständig neue Schulden macht? Wofür? Wehrhahn wurde vorgeladen.

„Bankgeheimnis.“

Er weigerte sich hartnäckig, den oder die ominösen Geldgeber preiszugeben.

„Warum überhaupt war Ihr Konto jeden Monat bis zum Anschlag überzogen?“

Der Pfarrer geriet ins Stottern, fühlte sich in die Enge getrieben. Er verlangte einen Anwalt.

Wenn Rogowski auspackte, war er verloren.

Hauptkommissar Nils Walzer witterte eine brandheiße Spur.

Kapitel 15

Armin Conrad

Aber noch war Rogowski – „nicht auffindbar“, wurde gesagt. Heiße Spur hin, heiße Spur her, es ging darum, dass Walzer den Überblick behielt. In ihm hatte sich schon länger Unmut gegenüber Gongolf Säbel angestaut. Er wollte die Definitionsmacht über diesen Fall wieder zurück zur Polizei holen. Walzer mochte Säbel eigentlich nicht, zu oft hatte der Reporter mehr und besser ermittelt als Walzers eigene Leute. Auch die KTU kam im „Wiesbadener Kurier“ zunehmend schlecht weg.

Walzer gab sich einen Ruck. Hier wedelte doch – und das seit schon viel zu langer Zeit – der Schwanz mit dem Hund. Wenn jemand Verdächtige verfolgt, dann ist es die Polizei, das gilt doch auch wohl in Wiesbaden, oder? Gongolf Säbel – ein Name, ein Programm. „Man sollte ihm mal ein Filettiermesser schenken“, hatte der Polizeipräsident vor einiger Zeit gesagt. Hatte er das ernst gemeint?

Wir sollten einen anderen Weg einschlagen, dachte sich Walzer und blickte auf die Akten, die seiner Überzeugung nach noch lange keine Mordakten waren, papperlapapp. Was ist denn eigentlich an diesem Notenblatt so wertvoll? Ist es die Urfassung von „Sergeant Peppers Lonely Hearts Club Band“ oder sind es nur die vier Akkorde von „Get Back“? Dass sowas überhaupt versteigert wird. Wer will sich denn sowas rahmen und an die Wand hängen?

Das Café war fast leer. Walzer schaute auf sein Handy. Fünfzehn Uhr, für das erste Piffchen noch etwas zu früh. Vielleicht müsste man Paul McCartney fragen. Ringo Starr konnte doch gar keine Noten, nur drei Barré-Griffe und Schlagzeug, hatte er irgendwo gelesen. Walzer fingerte nach seinem Handy, er drückte Spotify, Suche: „Y-e-s-t-“ dann McCartneys weichmehlige Stimme: ... „all my troubles seem so far away“. Walzer drückte es wieder weg. Ein Lied seiner Eltern, seiner Kindheit. George Martin – der Mann, der dachte, er könne seine Unterhaltungspflichten in d-Moll begleichen. Aber – alles Spekulation! Vielleicht ist das alles gar nicht echt, und du kannst dir mit dem Notenblatt den Hintern abwischen, dachte der Kommissar. Mord, warum immer gleich Mord? Das sind vielleicht nur Hirngespinnste einer von Säbel inszenierten öffentlichen Empörung in dieser so skandalelastischen

Stadt, wo Stadträte und Stadtverordnete sich sehr viel erlauben konnten und doch immer noch in Amt und Mandat blieben, murmelte er.

„Das heißt Stadträtinnen, wahlweise mit Sternchen oder Atempause“. Walzer schreckte zusammen. Die junge Frau hatte er vorher nicht bemerkt. Etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt, enge Jeans, weiße Bluse, darüber Trenchcoat. Sie musterte Walzer lässig. „Sie sind Kommissar Walzer, ich habe gehört, Sie sind ein guter Polizist. Möchten Sie etwas über Luisa erfahren?“ Walzer erkannte ein Lacoste-Krokodil als Tattoo an ihrem Hals. Wer lässt sich sowas machen?

„Luisa war meine Sprachlehrerin. Ich bin Kunststudentin.“ Luisa hätte sie vor ein paar Wochen gebeten, von einem Notenblatt der Beatles eine originalgetreue Kopie anzufertigen. „Ich zahle mit meiner Kompetenz“, hätte Luisa zu ihr gesagt und ihr fünfzig kostenlose Portugiesisch-Stunden versprochen. „Ach ja. Und wer sind Sie?“ „Und jetzt ist sie tot. Sie hat die Kopie, und ich hab' keine Sprachlehrerin mehr. Ich bin Vanessa Liedholm.“

„Und Sie fälschen Dokumente?“ Walzer sah Vanessa Liedholm mit dem Ausdruck eines Triumphs an, den so still und doch gleichzeitig geräuschvoll nur ein Beamter empfinden kann, der jahrelange Demütigungen als Mensch, als Mann, als Polizist zu ertragen gewohnt war und nun in ein plötzliches Licht blinzeln durfte. Oder musste? In seinem Kopf arbeitete es. „Hatten Sie das Original in der Hand?“ Weitere Fragen drängten sich auf. Wie lange? Wer wusste von diesem Deal? Walzer schaute Vanessa Liedholm durchdringend an. Es dämmerte ihm was. Er blühte auf. Er malte sich aus, dass es vielleicht sogar einen weltweiten schwunghaften Handel mit Autografen gäbe. Er erinnerte sich an eine Sonderausgabe des Fachjournals „Kriminalist“. War da nicht vor einigen Jahren der Fall einer Galeristin aus der Taunusstrasse gewesen? Eine angebliche Partitur von Monteverdi – `ne halbe Million. Schwierige Beweisführung für die Staatsanwaltschaft.

Und jetzt: Dreistes Fälscher-Handwerk mitten in der Stadt. Eine illegale Kopie aus dem Beatles-Nachlass gegen – Naturalien. Dabei war Luisa Maria Castro immer notorisch pleite gewesen. Aber gut, jetzt stand Lady Madonna vor ihm. Er schob die genderhaften Belehrungen der Frau im Trenchcoat in seine hintere Hirnhälfte. Der Fall Schauß war vermutlich ganz anders, als jetzt gerade alle dachten. Walzer gab sich noch mal einen Ruck und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

„Möchten Sie einen Cappuccino?“ ‘ne Kunststudentin! Es hätte ihn nicht gewundert, wenn sie Escort-Service gesagt hätte. Er war sicher: Die junge Frau hatte noch mehr an Information zu bieten. Unter dem Keller mit den Leichen war ein weiterer Keller! Frau Anna-Maria Schauß –ha, die Verlegerin – pff und nochmal – ha. Walzer sog Luft ein, er war vor einer guten Woche Nichtraucher geworden, das war jetzt sehr schwer, aber sonst. Er lächelte in sich hinein. Die junge Frau hatte sich gesetzt, der Cappuccino wurde gebracht.

Nicht nervös werden, dachte Nils Walzer. Erst mal die Chefs informieren, auch wenn denen das alles portugiesisch vorkommen sollte. Dann die Kolleg*innen vom Betrugsdezernat. Einen gab es, der davon erstmal nicht erfahren durfte. Jetzt bellte der Hund, und der Schwanz hatte sich ruhig zu verhalten.

Kapitel 16

Lutz Schulmann

Vanessa Liedholm war nicht die, für die sie sich ausgab. Wenn Hauptkommissar Walzer tatsächlich so viel Menschenkenntnis gehabt hätte, wie er glaubte und so gerne zur Schau stellte, wäre ihm an der jungen Frau einiges aufgefallen. Allein schon ihre zitternden Hände, als sie in Tillys Café Walz plötzlich vor ihm stand und ihn mit unsicherem Blick anstarrte. Und dann die Geschichte über die angeblich tote Luisa. Schließlich war es gerade einmal ein paar Tage her, dass WK-Reporter Gangolf Säbel die ehemalige Perle von Anna-Maria Schauß und ihren Kumpan Toni Rogowski wider beider Willen in den Blauen Salon der Villa in der Kapellenstraße gestoßen hatte, um beide an seinen Offenbarungen zum „Fall Schauß“ teilhaben zu lassen. Zu diesem Zeitpunkt war die Portugiesin noch quicklebendig gewesen. Zumindest hatte Walzer mit seiner Vermutung recht, dass Vanessa Liedholm von Dingen wusste, die im Moment noch unter der Schicht der bekannten Wahrheit begraben lagen.

Vanessa sprach ein einwandfreies, vollkommen akzentfreies Deutsch, obwohl sie, gebürtige Schwedin, bis zu ihrem 14. Lebensjahr in der

Eisenerzstadt Kiruna aufgewachsen war und dort zu keiner Zeit Kontakt zu Deutschsprechenden gehabt hatte, geschweige denn die Sprache in der Schule erlernt hätte. Das änderte sich, nachdem sie während eines Austauschs ihres Lyceums mit dem Mädchen-Gymnasium des Stadtbezirks London Borough of Islington erstmals nach England gekommen war. Hier lernte sie die Malerin Louise Nicklas kennen, die damals als Gästeführerin arbeitete.

„Meine lieben jungen Gäste aus dem hohen Norden“, begrüßte Louise Nicklas die schwedischen Schülerinnen, „ich bin von der Schulbehörde beauftragt worden, Ihnen die interessantesten Ecken dieses Londoner Stadtteils zu zeigen und werde dies mit großer Freude tun.“ Brav und aufmerksam, wie sie erzogen waren, folgten die Schülerinnen der offensichtlich sehr kenntnisreichen Frau durch die schmalen Straßen mit ihren typischen winzigen Vorgärten und den steilen Treppen, die zu engen Türen nicht minder enger Häuser führten. Nach gut anderthalb Stunden „Rechts sehen Sie dies, links sehen Sie das“ stoppte Louise Nicklas vor einem einfachen wiewohl architektonisch nicht uninteressanten Anwesen, das von mehreren uralten Platanen nahezu verdeckt wurde. Nur ein wirklich ortskundiger Mensch würde hier anhalten, um auf das Haus hinzuweisen und Erklärungen abzugeben.

„Meine lieben jungen Gäste“, hob Nicklas – nun mit betont feierlichem Ton – an, „Sie haben die Ehre, im Angesicht des Gebäudes zu stehen, in dem George Martin aufwuchs. Sie kennen diesen Namen nicht, haben nie etwas von ihm gehört? Nun, George Martin hat seinerzeit die Karriere der Beatles maßgeblich vorangetrieben und sie zu Weltstars gemacht. Die Beatles sind Ihnen ja wohl bekannt“, kicherte die Gästeführerin so, als ob sie gerade einen herrlichen Scherz gemacht hätte, den jeder verstehen müsste. Allerdings wussten beileibe nicht alle der schwedischen Mädchen auch nur annähernd Bescheid über die Fab Four.

Eine der Schülerinnen aber fiel Louise Nicklas direkt auf: Vanessa. Als die Besichtigungstour zu Ende war, nahm sie das Mädchen beiseite, blickte tief in Vanessas azurblaue Augen und sagte langsam und extrem prononciert: „Wenn Sie mehr über den geheimnisumwitterten George Martin und vor allem auch seine Kinder wissen möchten, erzähle ich es Ihnen gerne. Dazu müssten Sie aber mit mir nach Deutschland kommen, die Sprache erlernen und dort auf Dauer bleiben.“

Louise hatte Vanessa, die zum Zeichen der Zustimmung intuitiv nickte, komplett in ihren Bann gezogen. Was wohl ihre Eltern in Kiruna zu ihrem plötzlichen Entschluss sagen würden? Schließlich war Vanessa stets von ihnen umsorgt und behütet worden. Vater Gunnar hatte auch noch so viel vor mit seiner Tochter. Am liebsten hätte er, der Direktor der Freien Musikschule, aus ihr eine weltberühmte Pianistin gemacht. „Wann reisen wir?“, fragte Vanessa. „Gleich morgen früh mit der ersten Maschine nach Frankfurt“, antwortete Louise Nicklas mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldet.

Kapitel 17

Martina Schmid

Während Hauptkommissar Walzer mit dieser ominösen Vanessa im Café saß, bekam er einen Anruf aus der Gerichtsmedizin. Anna-Maria Schauß wurde vergiftet. Er hatte es also nun eindeutig mit einem Mord zu tun. Auch das noch. Die Kollegen im Urlaub, er selbst noch völlig neben sich von dem Schlag auf den Kopf, und eigentlich wollte er ja die Zeit nach der Impfung nutzen, um diese faul auf dem Sofa zu verbringen.

Warum immer er, fragte er sich. Kann es denn nicht auch mal jemand anderen treffen.

Der Gedanke „Mord“ drängte sich aber sofort wieder in den Vordergrund und damit auch die Erinnerung an die Szene im Treppenhaus der Burg, als Clara völlig hysterisch in ihr Handy brüllte: „Du musst was unternehmen!“ Gesprächsfetzen aus der Vernehmung von Clara schlichen sich in seine Gedanken. Ihr Apotheker-Freund in Hannover, Gift, Mord ...

Er blickte auf, sah Vanessa noch dasitzen, die er, völlig in seine wirren Gedanken verloren, total vergessen hatte. Er hatte doch mit dem Pfarrer gerade noch eine „heiße Spur“ und jetzt, jetzt kann er wieder von vorne anfangen. Welch ein Tag!

Nachdem also nun seine brandheiße Spur ziemlich abgekühlt war, sank er in sich zusammen, und all diese wirren Gedanken kreisten in seinem Kopf. Das war die reinste Achterbahnfahrt, er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen... Notenblatt, die angeblich uneheliche Tochter Eva, die beiden anderen Töchter Edith und Clara, der Gärtner Rogowski, die portugiesische Haushälterin Luisa Maria Castro, der Pfarrer, die geheimnisvolle Geschichte der Burg, die Malerin Louise Nicklas, die Erben von George Martin, den alten Steuerfuchs Dr. Wagner, den Frankfurter Goldgräber Heinz Simmerer und zu allem Übel noch der WK-Reporter Gangolf Säbel mit seinen abenteuerlichen Geschichten und jetzt noch diese Vanessa.

Er musste raus, seine Gedanken sortieren. In solchen Situationen half ihm immer Bewegung an der frischen Luft. Er verließ das Café und ging zurück ins Polizeipräsidium. Kurze Zeit später verließ er es in seinen Laufklamotten und joggte durch den Kurpark in Richtung Sonnenberg. Am Anfang geisterten noch all diese wirren Gedanken in seinem Kopf, doch je länger er lief, desto leerer wurde sein Kopf. Er spürte zunehmend, wie dieses Knäuel an Gedanken verschwand, und er sich nur noch auf seine Atmung konzentrierte. Er hatte einmal in einem Buch gelesen: „Wenn wir uns auf den Atem konzentrieren, konzentrieren wir uns auf die Verbindung von Körper und Geist.“ Das war, was er jetzt brauchte, um fokussiert an der Lösung des Falls zu arbeiten. Zum Glück hat er immer ein paar Laufsachen in seiner Schublade. Gut gelaunt und voller neuer Energie trabte er ins Präsidium zurück.

Hauptkommissar Walzer machte sich gleich daran, die Faktenlage zu strukturieren. Er sortierte die Fotos aller Beteiligten auf einer großen Glaswand und verband die jeweiligen Fotos mit Linien, um das Beziehungsgeflecht darzustellen. Puh, das war wieder typisch Wiesbaden, irgendwie waren alle in irgendeiner Weise miteinander verbunden. Während er vor dieser Wand stand, die Hände tief in seinen Hosentaschen und sehr zufrieden mit seiner Darstellung, trat er einen Schritt zurück und ließ das Bild auf sich wirken. Er machte sich Gedanken über die jeweiligen Motive der Einzelnen, und das war bei allen – Habgier. Zumindest war das das offensichtliche Motiv. Wenn sich ein Motiv so aufdrängt, ist es dann das wirkliche Motiv? So dachte er nach.

Und wie er so vor seiner Wand stand, die Hände immer noch tief in seinen Hosentaschen vergraben, fiel ihm wieder ein, dass während dieser wirklich schrägen Zusammenkunft in der Burg, als ihm die chinesische Vase über den Kopf gezogen wurde, der Satz gefallen war:

„Ihr alle glaubt, dass es hier um Dinge wie Schmuck, Sparbücher und Erbschaften geht. Dabei geht es um was viel Wichtigeres.“

„Ach ja, worum denn?“, hatte Louise gefragt.

„Um Liebe.“

Er konnte sich aber einfach nicht erinnern, wer das gesagt hatte. Der Schlag mit der Vase war ganz schön heftig gewesen.

Woran er sich aber erinnerte, war, dass Eva-Maria hier kurzzeitig ihre Fassung verloren hatte. Er erinnerte sich nicht mehr so genau an den Wortlaut, aber die Vermutung der Gesprächspartner war, dass es um die Liebe zwischen Anna-Maria Schaub und George Martin ging. Doch was war dann das Motiv? Er schrieb mit einem roten Stift: „Motiv Liebe?“ auf die Wand.

Dann schweiften seine Gedanken wieder ab. Ach, die Liebe... Er hatte bisher kein Glück in der Liebe. Schön wäre das schon mal wieder, sich zu verlieben. Nur, wo sollte er denn jemanden kennenlernen? Mit seinen schrägen Arbeitszeiten und all den Einschränkungen durch Corona.

Die Tür flog auf und riss Hauptkommissar Walzer aus seinen Gedanken.

Währenddessen betrat Eva-Maria in Frankfurt das Geschäft von Heinz Simmerer. Dieser schickte seine Angestellte mit den Worten: „Ich werde das Geschäft heute abschließen und die Kasse machen“ in den wohlverdienten Feierabend. Kaum war seine Mitarbeiterin aus der Tür, schloss er ab und fiel Eva-Maria in der Werkstatt in die Arme.

Die war völlig aufgelöst, sie hatte Angst, dass Hauptkommissar Walzer aufgefallen war, dass sie bei dem Motiv „Liebe“ kurz die Fassung verloren hatte. Würde sie beide jetzt auffliegen? Ihr Plan war so perfekt, sie hatten für Edith ein leckeres Stück Kuchen in deren Lieblingskonditorei Gehlhaar gekauft und es mit dem Gift präpariert. Nach Ediths Tod wollten sie endlich gemeinsam in ihre Zukunft starten. Das Startkapital hatten sie schon, den Schmuck.

Doch Edith hat den Kuchen offensichtlich nicht gegessen, sonst wäre sie jetzt nicht mehr. Hatte Edith den Kuchen ihrer Mutter gebracht?

Seit Edith den Schmuck im Tresor ihres Mannes entdeckt hatte, verhielt sie sich auch seltsam. Ob Edith wohl von ihrer Affäre wusste? Vielleicht vermutet sie jetzt auch, dass wir sie umbringen wollten, sagte Eva-Maria, immer noch völlig panisch.

Da ging auf einmal das Licht aus. Der komplette Laden und die Werkstatt lagen im Dunkeln.

Kapitel 18 (Exkursion)

Jutta Szostak

Gangolf Säbel war ins Grübeln gekommen. Dieses Papier hatte ihn nicht losgelassen. War es wirklich so kostbar, wie alle denken? Und ein Auslöser für einen Mord? War das alles nicht ein bisschen voreilig? Er hätte schon gern einen Knaller im Blatt gelandet, aber er war ja kein Sensationsreporter. Deshalb rief er seinen früheren Kollegen Joachim an, der nicht nur ein großer Fan der Karl-May-Filme war und alles, wirklich alles darüber wusste, sondern sich ebenfalls als Kenner der Beatles hervorgetan hatte. Mit seinem Wissen, das auch Kleinstdetails umfasste, hätte der glatt bei jeder Quizshow auftreten können. „Gibt es einen unentdeckten Beatles-Song, der noch nicht auf dem Markt ist?“ fragte Gangolf seinen Spezi. „Nie im Leben“, war die Antwort. „Alles, aber auch alles ist schon gesichert und archiviert“.

Und nun? Säbel grübelt und denkt plötzlich an die junge Redakteurin in der Kultur. Die nervt ihn zwar öfter mal mit ihren schlaun Sprüchen wie: ‚Alte hessische Bauernregel: Doppelcheck‘ oder ‚Dem Redaktör ist nichts zu schwör‘, aber ... ist ja was dran. Und, zugegebenermaßen, ist sie ganz helle. Er ruft sie an und fragt, ob sie sich mal auf einen Kaffee treffen können.

Sonja Blum ist verblüfft. Was will denn der alte Zausel von ihr? Natürlich sagt sie zu, selten genug, dass sich einer aus den höheren Etagen für Kultur interessiert.

Beim Kaffee erfährt sie die ganze Geschichte, soweit bekannt. Donnerwetter, ist der Mann heute redselig, naja, Rentner. Der weiß nicht, wohin mit seinem marodierenden Energiepotential. Den Spruch hatte sie mal im Fernsehen gehört und behalten. Hier trifft er zu.

Schließlich kommt er zum Punkt. „Weißt du, ob mein alter Spezi recht haben könnte mit seiner Einschätzung?“

„Gut möglich, Doppelcheck ist nötig“, sagt Sonja Blum. „Dazu fallen mir zwei Sachen ein. Erstens, erkundige dich doch mal bei dem Schiller in der Musikschule, netter Mensch. Der ist kompetent und, soviel ich weiß, Beatles-Spezialist. Schade, dass du das Corpus delicti nicht vorliegen hast, dann könnte er ja gleich die Noten überprüfen, vielleicht handelt sich's ja um einen Song von Udo Jürgens“.

Und grinst.

Beim Stichwort ‚Corpus delicti‘ lächelt Gangolf Säbel fein und zieht sein Handy aus der Tasche.

„Ich sichere ja mein Material“, sagt er und zeigt das Foto von ‚dem Papier‘, das er im letzten Augenblick in der Villa hatte machen können, unbemerkt von allen. War nicht ganz einfach, das musste er sich eingestehen, er ist halt kein Digital Native, und bis er so ein Bild mal hinkriegt, dauert es. Immerhin.

„Prima“, lobt Sonja Blum gütig, „jetzt komme ich zu ‚Zweitens‘. Du musst dich mit diesem Kommissar zusammensetzen. Bei der Polizei ist ja das Thema ‚Fälschungen‘ seit Langem bekannt und sicher auch im Kalkül der Ermittler“.

„Leider sind wir uns nicht besonders grün“, meint Säbel. „Egal“, sagt Blum, „du willst doch vorankommen, das bedeutet Kooperation mit der Polizei. Zeig‘ ihm dein Handyfoto“.

Da muss Gangolf Säbel seufzen.

Kapitel 19

Bernt Armbruster

„Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?“ Die Stewardess beugte sich zu den beiden Frauen und deutete auf den Getränkewagen. „Danke“, murmelte Vanessa Liedholm schläfrig. Anders als Louise Nicklas, die sich leicht panisch fühlte, wie immer, wenn sie ein Flugzeug besteigen musste. Aber London-Frankfurt war anders kaum zu machen. Ein Piccolo würde guttun. Entspannter lehnte sie sich zurück. Als die Maschine schließlich ihre Flughöhe erreicht hatte und in ein gleichmäßiges Surren überging, spürte sie ihre Lider schwer über den Augen.

Halbschlaf. Zeitenwechsel. Erinnerungen.

Sie war mit ihrem Liebhaber zusammen, dem Mann, der ihr Vater hätte sein können und der für sie tatsächlich so etwas wie ein Vater war. Den sie liebte wie einen Vater. Aber eben nicht nur so. Sonst würde sie nicht in seinem Bett liegen, seine Hand auf ihr, ihre auf ihm. Er hatte diese Hand über sie gehalten, selbst in den abseitigsten Zeiten, wie sie eine Künstlerin durchlebt, um sie selbst zu werden. Hatte sie aus ihren Abgründen geholt. Hatte ihr schließlich Zugang zu den Kreisen verschafft, die den Kunstmarkt beherrschen. Und zu den Leuten, die ihre Bilder kaufen. Sie war bereit, auch für ihn alles zu tun.

In dieser Nacht hatte Dr. Wagner ihr von seinem Freund Eberhard und dessen Vermächtnis erzählt.

„Eberhard und ich, wir waren wie Blutsbrüder, die zusammenstehen, was auch immer kommt. Das war schon zu Studentenzeiten so. Wir waren wie eine Blüte und eine Biene: er, der sensible, emotionale Musenfreund, und ich, der spröde, kühle Steuerrechtler.“

„So spröde und kühl bist du doch gar nicht“, kicherte sie und ließ ihre Fingerspitzen über seinen Rücken wandern. „Aber sehr anders sind wir auch.“

„Stimmt“, gab er ihr Recht. „Allerdings bist du quicklebendig. Und Eberhard starb leider viel zu früh an einem Herzinfarkt. Sie war es, sie hat ihm das Herz gebrochen.“

„Wer, sie?“

„Eberhards Frau. Ich werde eh beide zusammenbringen und ich bin ziemlich sicher, dass sie dich und deine Arbeit goutieren wird. Sie liebt es, sich mit Menschen zu umgeben, die sie von sich abhängig machen kann. Vielleicht kauft sie deine Bilder, vielleicht fördert sie dich auf ihre Weise. Wer weiß? Du wirst einen Platz ganz in ihrer Nähe finden, und das wird uns ermöglichen, noch mehr Leute in ihre Nähe zu bringen, gefährliche Leute. Sie wird Angst bekommen und nicht nur das. Dieses Mal hilfst du mir. Und posthum meinem Freund Eberhard.“

„Jetzt verstehe ich gar nichts mehr“.

Und dann erzählte er ihr die ganze Geschichte: Wie nach dem Studium er, Dr. Wagner, als Steuerberater und engster Vertrauter seinem Busenfreund Eberhard Schauß und dessen Musikverlag zum geschäftlichen Erfolg verhalf, wie Anna-Maria, ein einfaches Lehrlingsmädchen den sentimental Eberhard verführte und sich sein Herz untertan machte, wie schnell die Heirat folgte und zwei Töchter geboren wurden, wie glücklich er zuhause war mit seiner Lebensliebe und seiner kleinen Familie, wenn ihn nicht gerade die Arbeit im Verlag auffraß. Wie er dann irgendwann spürte, dass sie sich zu verändern begann.

Wenn Eberhard jetzt heimkam, waren immer andere Menschen da, Nachbarn, junge Leute, nicht selten völlig Fremde. Eigenartige Musik, Düfte, die er nicht kannte, Redensarten, denen er nicht folgen konnte. Eines Abends, als ihm gelang, sich früher als sonst vom Verlag loszueisen, ertappte er Anna-Maria. Ein nackter Mann floh unter tausendfachen Entschuldigungen. Aber Eberhard erkannte ihn: ein Engländer aus der Londoner Szene, ein Musikproduzent. Und seine Frau war schwanger.

„Mein Freund Eberhard ist in diesem Moment zerbrochen. Als er spürte, dass es mit ihm zu Ende ging, trug er mir sein Vermächtnis auf: Versprich es mir, angesichts meines Todes - schick sie mir nach, wenn ich jetzt gehen muss. Zwei Tage später hörte sein Herz auf zu schlagen. Und ich bin sein Blutsbruder“, hörte Luise ihn sagen. „Ich werde seinen Auftrag erfüllen.“

Kapitel 20

Christoph Risch

Er hatte schlechte Laune. Der ICE, in den Joe am Berliner Hauptbahnhof eingestiegen war, war kurz vor Kassel 20 Minuten stehen geblieben, ohne dass es dafür eine Begründung gegeben hätte. Die Klimaanlage war schon vorher ausgefallen, das übliche Programm. Dann hatte er auch noch in Wiesbaden-Ost von der S-Bahn auf einen Schienenersatzverkehr umsteigen müssen, angeblich ein Brückenproblem. Als Joe endlich den Hauptbahnhof erreicht hatte, entsprach das Wetter seiner Laune. Es nieselte. Viele Jahre war er nicht mehr in Wiesbaden gewesen. Nie wieder hatte er einen Fuß auf den Boden dieser Stadt setzen wollen, hätte ihn nicht vollkommen unerwartet dieser Anruf von Édith erreicht.

Er hatte gerade in seiner Kanzlei in Wilmersdorf gesessen, da hatte das Telefon geklingelt. Als er ihre Stimme hörte, fing sein Herz heftig an zu pochen. Édith, die damals noch zur Schule gegangen war, und er hatten sich geliebt. Weil ihre Eltern die Verbindung abgelehnt hatten, war ihre Tochter auf ein Internat in der Schweiz verbannt worden. Kalter Entzug. Sie durfte erst zurück, als Joe die Stadt verlassen hatte, um in Berlin Jura zu studieren. Seitdem hatten sie keinen Kontakt mehr gehabt. Auf Umwegen hatte Joe noch erfahren, dass seine Jugendliebe einen Juwelier geheiratet hatte. Jetzt dieser Anruf. Joe hatte sofort gemerkt, dass sie Angst hatte. Stockend hatte sie von den Vorgängen in der „Burg“ erzählt, von der diebischen Putzfrau, dem dubiosen Gärtner, dem unsäglichen Pfarrer, dem tumben Kripo-Mann und von den Schwestern, die wohl ihr eigenes undurchschaubares Spiel spielten. „Ich weiß nicht mehr, wem ich trauen kann. Du musst mir helfen“, hatte Édith ihn angefleht.

Jetzt lief er einen kleinen Umweg durch die nächtliche Oranienstraße, um seine alte Schule zu sehen. Die Zeit zwischen Sexta und Oberprima hatte er hier verbracht, welche schöne altmodische Bezeichnungen für die Klassen. Heute waren es nur noch Nummern. Einfallslös. Den Berg die Schwalbacher Straße hoch, die Röderstraße hinunter. Bäcker Bürger („Die besten Brötchen der Stadt“) gab es noch, das Jazzhouse in der Nerostraße, in dem er unzählige Abende bei Bier und Schmalzbrot

verbracht hatte, nicht mehr. Auf dem Weg zurück zur Röderstraße hörte Joe aus einer kleinen Kneipe Gitarrenmusik. Er blieb am Eingang stehen. „Heute hier Bruno Brasil“, las er auf einem Aushang. Die Musik gefiel ihm, er wäre gerne geblieben, doch er musste weiter. In der Taunusstraße, an der Treppe zur Kapellenstraße, wartete Édith. Der Augenblick des Wiedersehens, den er so gefürchtet hatte, ließ sich nicht weiter aufschieben. Sie sah Joe kommen, rannte ihm entgegen und fiel ihm in die Arme. Vorsichtig löste Joe sich von Édith. Ihr liefen Tränen über die Wangen. „Ich habe solche Angst“, schluchzte sie und fügte hinzu: „Ich glaube sogar, dass Eva-Maria ein Verhältnis mit meinem Mann hat.“

Beruhigend strich er ihr über die Schultern, doch als sie zu Ende erzählt hatte, verstand er die Verzweiflung. Langsam, um Zeit zu gewinnen, liefen sie die Taunusstraße in Richtung Geisberg und bogen schließlich in die Kapellenstraße ein. Ihn beunruhigte vor allem Édiths letzte Bemerkung: „Ich habe das Gefühl, da steckt noch etwas viel Schlimmeres dahinter.“

Schweigend erreichten sie die „Burg“. „Ich muss Dir etwas zeigen“, flüsterte Édith. Sie liefen um die Villa herum und standen schließlich vor der Tür auf der Rückseite, durch die zuletzt wohl der Kommissar gegangen war. Leise öffnete Édith die schwere Tür, lautlos glitten beide in den Kellergang. Es war stockdunkel und roch modrig. Joe schaltete die Leuchtfunktion an seinem Handy ein. Gespenstisch erschienen ihre Schatten an der mit Spinnweben überzogenen Wand. Vorsichtig rollte Édith einen kleinen Teppich zusammen, der in der Mitte des Kellerflurs lag. Darunter erschien ein massiver Holzdeckel. Joe schaffte es, ihn beiseitezuschieben. Was sie dort unten erblickten, war so grauenhaft, dass beide es ihr Leben lang nicht mehr vergessen würden. Édith schrie entsetzt auf.

Kapitel 21

Eva-Maria Götz-Laufenberg

Im Lichte des Handys blickten sie in die toten Augen von Luisa Maria Castro.

Das bereits wachsgelbe Gesicht der Portugiesin war blutverschmiert. Getrocknetes Blut auch in den schwarzen Locken, auf der Stirn klaffte eine tiefe Wunde, sie reichte bis zum Hinterkopf. Entsetzen und Panik hatten sich in die nun starren Gesichtszüge eingegraben. Welch ein entsetzlicher Tod muss das gewesen sein. Sie hatte ihn noch kommen sehen.

Zitternd saß Édith kurz darauf am Küchentisch der „Burg“, ein großes Glas Bourbon aus der immer bestens bestückten Anrichte der Mutter vor sich, auch Joe hielt sich an einem Glas fest, es wurde ihm jetzt doch ein wenig mulmig. „Wir sollten die Polizei rufen, schnell. Wie heißt der Kommissar, der die Sache mit deiner Mutter in die Hand genommen hat?“ „Nils Walzer.“ „Ach ne, Nils.“, sagte Joe. „Ist wohl auch nicht aus Wiesbaden weggekommen.“

Es war immer eigenartig für ihn, in seine Heimatstadt zurückzukommen und festzustellen, wie viele der alten Freunde und Schulkameradinnen es nie weiter weg geschafft hatten als bis zum Studium nach Mainz, Frankfurt oder Darmstadt, um dann spätestens mit Anfang dreißig wieder in Sonnenberg, im Nerotal, rechts oder links der Biebricher Allee oder in einem der Vororte zu landen, sich ein Haus zu bauen, wenn sie nicht gleich ins verwaiste Elternhaus zurückzogen, hier ihre Familien zu gründen und ein meist finanziell gut abgesichertes, ruhiges Leben zu führen. Nicht das schlechteste Leben. Nachdenklich schwenkte er sein Glas. Vielleicht, dachte er, wäre es mir genauso gegangen, wenn ich mit Édith hätte zusammenbleiben können. Dann hätte ich jetzt auch seit 30 Jahren ein Abonnement fürs Staatstheater, würde jeden Samstagvormittag auf den Markt und jedes Jahr im August mindestens einmal aufs Weinfest gehen und jede Art von Veränderung würde mich nervös machen.

Nils Walzer kannte er vom Ruderverein, im Schiersteiner Hafen hatte er einen Großteil seiner Jugend verbracht. Édiths Schluchzen riss ihn aus seinen Gedanken. „Wer macht sowas?“, fragte sie, starrte dabei vor sich

hin. Tränen liefen ihr über die Wangen. „Wer macht sowas?!“ „Zum einen jemand, dem eure Haushälterin im Weg war“, gab Joe zu bedenken. „Sie muss etwas gewusst haben, über den Tod eurer Mutter oder über den Verbleib der Wertgegenstände. Oder über beides. Und: Der Mörder – oder die Mörderin – muss sich im Haus gut ausgekannt haben. Dieses Versteck dürften ja nicht viele kennen. Wann hast du die Castro zum letzten Mal lebend gesehen?“ „Das ist schon einige Tage her“, überlegte Édith. „Sie hatte Verdacht auf Corona, musste in ihrer Wohnung unter dem Dach in Quarantäne bleiben. Aber dann war es wohl doch falscher Alarm. Rogowski hatte ihr so lange Lebensmittel vor die Tür gestellt, sie waren wohl auch miteinander liiert, jedenfalls früher. Aber der ist ja nun auch verschwunden. Und dieser komische Pastor geisterte hier jetzt manchmal durchs Treppenhaus. Anscheinend hatte er auch einen Schlüssel zu ihrem Appartement.“

Beide zuckten zusammen, als im oberen Geschoss eine Tür zuschlug und hastige Schritte auf der Treppe zu hören waren. „Wer ist denn noch im Haus?“ fragte Joe erschrocken. „Wohnt hier noch jemand??“ „Diese Kunststudentin Vanessa Liedholm wohnt in Evas ehemaligem Zimmer. Mutter hatte ja einen Narren an ihr gefressen, seitdem die Niklas sie hier ins Haus geschleust hatte. Ständig waren die beiden zusammen, als wäre plötzlich eine vierte Tochter aufgetaucht. Auch mit der Niklas war Mutter ja ganz eng. Irgendwie hatten die drei auch Geheimnisse vor uns. Da war eine ganz eigenartige Dynamik im Gang plötzlich. Ich habe dieser Niklas nie getraut.“

Dann fiel auch noch die Haustüre schwungvoll ins Schloss und es war wieder still. Totenstill. Joe hätte jetzt wirklich sehr gerne die Polizei gerufen, aber Édith brauchte wohl noch ein wenig Bedenkzeit. Er dachte an Anna Maria, die lebenslustige Mutter seiner Jugendliebe. Wie aufgebrezelt die immer war, die Partyqueen von Wiesbaden, rot gefärbtes Haar, teure Kleider, ziemlich kurze Röcke und enge Hosen, immer grell geschminkt, das genaue Gegenteil seiner Mutter, die in der Biebricher Rathausstraße einen Lotto- und Zeitschriftenladen betrieb. Er dachte an die wilden Feten, die Anna Maria in den repräsentativen Räumen der Burg veranstaltet hatte und zu denen Édith ihn mitgenommen hatte, bis sie dann plötzlich im Schweizer Internat verschwand. Die amerikanischen Jazz- und Rockbands, die in der Wartburg oder in einem der Clubs der Nerostraße vor den GIs und begeisterten Wiesbadenern

aufgetreten waren, bekamen hinterher immer eine Party hier in der Kapellenstraße, und immer stand Anna Maria dabei im Mittelpunkt. Édiths Vater ließ sich kaum jemals sehen. Die Burg bot Ausweichmöglichkeiten genug, aber meistens verbrachte Eberhard die Nächte sowieso im Verlag, wo er sich hinter seinem Chefbüro ein Bad hatte einbauen lassen und ein kleines, aber exklusives Schlafzimmer. „Lass‘ uns hochgehen, ich will mir Luisas Wohnung ansehen“, sagte Édith plötzlich. „Bist du verrückt? Wir hinterlassen doch Spuren. Willst du, dass wir uns verdächtig machen?“ Joe war sichtlich entsetzt. „Wir hinterlassen keine Spuren!“, sagte Édith bestimmt und zog aus einer der Küchenschubladen ein Päckchen Einmal-Handschuhe. Ein Paar davon streifte sie sich über, ein anderes warf sie vor Joe auf den Tisch. Aus einer Zigarrenkiste, die in einem der unteren Schränke hinter riesigen Töpfen versteckt war, fischte sie mit geübtem Griff einen dicken Schlüsselbund, und schon war sie die Treppe hinaufgestürmt. Joe blieb nichts anderes übrig als zu folgen.

Es war schon vor ihnen jemand in der Wohnung gewesen, das war klar. Und der – oder die – hatte gründliche Arbeit geleistet. Alle Schubladen und Schränke standen weit offen, ihr Inhalt verteilte sich auf dem Boden. Neben dem Bett – auch die Matratze war herausgezerrt und hing halb über dem Gestell – stand eine gepackte Reistasche, offensichtlich ebenfalls durchwühlt. Bevor Joe richtig zu Atem kam, war Édith schon wieder an ihm vorbei durch den kleinen Vorflur das Treppenhaus hinuntergestürzt. In der Etage, die sich einst die drei Schwestern geteilt hatten, machte sie sich an einer verschlossenen Türe zu schaffen, schließlich fand sie an ihrem Schlüsselbund den Schlüssel, der passte.

Es war Eva-Marias altes Mädchenzimmer, in dem Édith nun das Licht anmachte. Die Jugendmöbel standen unverändert. Sogar die alten Plakate, U2 und Coldplay vor allem, hingen noch an den Wänden. Aber auf dem Schreibtisch und auf den Fensterbrettern standen nun Gläser mit alten Schreibfedern in allen Größen und Stärken, daneben Tintenfässer in allen Farben und von verschiedener Herkunft, manche wirkten antik. Auch moderne Füller und anderes Schreibmaterial waren sorgfältig nach Größe und Farbe geordnet. Auf und neben dem Tisch stapelten sich Papierbögen, noch leer, auch sie aus unterschiedlichen Zeiten, einige strahlend weiß, andere vergilbt und mit ausgefransten Rändern. Bereits vollgeschriebene Notenblätter lagen zum Trocknen auf

dem Bett, auf dem Boden und auf jedem dafür nur geeigneten Platz im Raum. Édith und Joe sahen sich an.

Sie waren in eine Fälscherwerkstatt geraten. Im noblen Haus der hochangesehenen Wiesbadener Verlegerfamilie Schauß lag nicht nur eine veritable Leiche im Keller, hier wurde auch offensichtlich einem kriminellen Handwerk nachgegangen. Wie lange schon? Joe dachte an den grausigen Fund von heute Abend und daran, wie zielstrebig Édith das Versteck mit der Toten freigelegt hatte. Ihm wurde übel, und er bereute zutiefst, dass er Édiths Hilferuf gefolgt war.

Kapitel 22

Rita Rosen

Ungeachtet der schrecklichen Ereignisse der letzten Tage hatte Clara darauf bestanden, dass sich die Schwestern noch einmal zusammensetzen sollten. Sie wollten Tee trinken im ‚Blauen Salon‘ und der Mutter pietätvoll gedenken. Nicht über all die Vermutungen und Verdächtigungen sprechen, die sie alle so belasteten.

Clara war als Erste da und bereitete alles vor. Sie nahm das Teeservice aus Meißner Porzellan, das nur an Festtagen benutzt wurde, aus dem Büfett und eine schön bestickte Tischdecke. Griffbereit legte sie eine CD beiseite, ‚Vivaldis Jahreszeiten‘, die Mutter so liebte. Sie wärmte die Teekanne und stellte den Kuchen auf den Tisch. Extra besorgt bei „Maldaner“, dem besten Café der Stadt.

Édith kam herein. „Oh, schon alles hergerichtet, und mit dem ‚guten Teeservice‘. Wenn Mutter das wüsste“, lachte sie.

„Ja, wir wollen ihrer würdig gedenken, und ihr danken.“

„Nun übertreib nicht, wir wollen nichts idealisieren. In der letzten Zeit war sie unausstehlich geworden. Unzufrieden, nörglerisch und herrschsüchtig.“

„Ja, das Alter ...“

„Pass auf, dass du nicht auch so wirst, manchmal meine ich...“

„Ich bin die Älteste, ich musste mich immer alles kümmern.“

Clara goss den Tee ein und verteilte die Tortenstücke: ‚Schwarzwälder‘ für sich, ‚Sacher‘ für Édith, ‚Pralinencreme‘ für Eva.

„Wo bleibt sie nur?“ fragte Édith.

„Ach, wie immer, zu spät.“

„Ich finde, sie ist in der letzten Zeit sonderlich geworden. Zerstreut, unruhig, irgendwie verträumt. Was wohl dahinter steckt?“ fragte Édith, um dann entrüstet zu vermuten: „Doch nicht wieder ein Mann!?“.

Darin waren sie sich einig. Eva und ihre Kerle, eine ewige Pechsträhne. Immer hatte sie nach dem verkehrten gegriffen. Wie versessen war sie darauf, verheiratet zu sein. Dann rückte Édith näher an Clara heran, um ihr im Flüsterton etwas Wichtiges mitzuteilen: Eva hatte vor einigen Tagen den Wunsch gehabt, mit ihr zu sprechen. Sie trafen sich. Da hätte Eva ihr doch allen Ernstes gesagt, dass sie vorhabe, weg zu gehen, weg zu ziehen. Die popelige Familie verlassen, das versnobte Wiesbaden, das Corona verkorkste Deutschland. Sie hätte es satt. Sie wolle nach Griechenland ziehen. In einer Fernsehdoku hatte sie gesehen, dass viele Deutsche das tun. Die Griechen nähmen einen gern auf. Ziemlich unbürokratisch. Man muss nur nachweisen, dass man finanziell abgesichert ist. Ich habe sie ganz entgeistert gefragt, ob sie alleine das denn wagen würde? Und sie sagte kess: ‚Das wird sich zeigen.‘

„Was“, rief Clara erschrocken, „was hat sie vor? Sich aus dem Staub zu machen? Davon weiß ich ja nichts.“

„Du musst auch nicht alles wissen. Aber über diese ernste Angelegenheit informiere ich dich.“

„Und was sollen wir tun?“

Clara sah sie triumphierend an.

„Ich hab‘ noch Schlimmeres zu berichten!“

Eva hätte vor einigen Tagen eine Unterredung mit der Mutter gehabt. Da habe sie ihr klipp und klar erklärt, dass sie auswandern wolle. Sie fühle sich schlecht behandelt in der Familie, wäre nie richtig akzeptiert worden. Besonders nicht von den Schwestern. Und das Gemunkel über ihren ‚richtigen oder falschen Vater‘ hätte sie sehr belastet. Sie als Mutter trüge die Hauptschuld daran, weil sie nie ein klares Wort gesagt habe.

„Ach die alte Leier“ rief Clara angewidert „ich kann sie nicht mehr hören.“

„Du musst noch mehr hören, also spitz‘ die Ohren.“

Fest entschlossen hatte sie über ihre Auswanderungspläne gesprochen.

Und dann ihr Hauptanliegen vorgebracht: Dass sie hierzu Geld benötige.

„Und nun halte dich fest, liebe Clara.“

Sie verlange, dass ihr Erbteil ausgezahlt werden solle! Das stünde ihr zu, seit dem Tod des Vaters! Wie Eva gestand, war Mutter zutiefst erschüttert. Sie begann zu kreischen: ‚Ruin ... der Verlag ... niemals ...‘, hatte Atemnot und erlitt einen Herzanfall. Nur mit Mühe konnte Eva sie ins Bett bringen.

„Mein Gott“, stöhnte Clara, „das hat Mutter umgebracht.“

„Richtig – aber ich glaube, dass da noch nachgeholfen wurde.“

„Mit was?“

„Das wird die Obduktion und die Untersuchung zeigen.“

Durch die Tür herein gerauscht kam Eva. „Sorry, aber ich ...“

Kapitel 23

Helmut Nehrbaß

Eva war völlig außer Atem. „Ihr habt gut Tee trinken. Ihr sitzt hier mal wieder wohlversorgt im kuscheligen Nest, während mir der Arsch auf Grundeis geht.“ Clara und Edith schauten sich verdutzt an. Die kleine Schwester war schon immer etwas schräg, doch nun waren offenbar alle Sicherungen bei ihr durchgebrannt. Mit wirrem Haar und gerötetem Gesicht schnauzte sie die beiden wutschnaubend an: „Ihr habt doch schon immer vom elterlichen Wohlwollen und vor allem von ihrem Reichtum profitiert, und ich habe in die Röhre geguckt.“ Ihre Stimme überschlug sich. „Und dann habt ihr euch auch noch eure Geld- und Goldsäcke an Land gezogen.“ Ihre Erregung ging in Schnappatmung über. „Meint ihr im Ernst, dass ihr mich hier und heute vorladen, vorführen und mit Vivaldi einlullen könnt?“ Clara bemühte sich nach Kräften, die Fassung zu bewahren. „Komm, Schwesterchen! Eine gute Tasse Tee hatte schon immer was Beruhigendes. Und Mutters tragischer Tod sollte nun wirklich kein Anlass sein, hier so auszurasen. Setz dich mal ganz gelassen zu uns, damit wir die Lage besprechen können.“ Noch mehr hätte sie Eva gewiss nicht provozieren können. „Wartet nur mal ab, ihr werdet mich noch kennenlernen“, heulte diese laut auf, schleuderte

die ihr zuge dachte Tasse Tee an die Wand, spuckte voller Verachtung auf den Teppich und rannte ziellos aus dem Zimmer, kaum dass sie aufgetaucht war.

Am Abend kam es im Hinterzimmer der Szenekneipe „Zum blauen Fuchs“ im Bergkirchenviertel ungeplant und fast zufällig zu einem Treffen mit nahezu konspirativem Charakter. In Guidos stadtbekanntem Kabuff landeten oft zu später Stunde die unterschiedlichsten Typen, manche als Stammgäste, manche so ab und zu für einen Absacker. Einer, der fast jeden Abend hier aufkreuzte, war Herbert Kleinbeutel, Schauspieler, Theaterdirektor und nach einigen Half Pint Bier ein ungebremster Plauderer. Über zwei Stunden bereits hatte er mit missionarischem Eifer Guido an der Theke vom schweren Los der Kulturschaffenden in der Coronakrise erzählt. Guido, der diesen Vortrag in kleinen Variationen in den letzten Wochen schon des Öfteren gehört hatte, war ein geduldiger Zuhörer, recht emotionslos, dabei aber stets wissend, dass seine trinkfeste Kundschaft in erster Linie Selbstbestätigung und kopfnickende Zustimmung suchte. So verkniff er sich auch, entgegnend auf die Einbußen der Gastronomie während der Pandemie hinzuweisen. Schließlich hatte er seine Kneipe wegen diesem Corona-Mist für Monate schließen müssen. Kleinbeutel indes hatte bemerkt, dass sich vor einigen Minuten ein Gast mit seinem Bier an einen der hinteren Tische gesetzt hatte. Solo. Guido hatte er nun lange genug das Ohr voll gequasselt. Gehen wollte er noch nicht. Warum nicht mit diesem Typen da hinten ins Gespräch kommen? Nach ein paar Sätzen merkte er, dass der irgendwas mit Gerichtssachen zu tun haben musste. Ein Ex-Knasti war das bestimmt nicht, aber wohl auch keiner dieser arroganten Advokaten. Säbel wollte eigentlich viel lieber den recht aufregenden Tag vor seinem geistigen Auge Revue passieren lassen und seine Ruhe haben, aber er wollte auch nicht unhöflich sein. Der etwas zudringliche Typ, der ihn gleich duzte, den er aber nicht kannte und mit dessen Namen er auch nichts anfangen konnte, fragte ohne lange Umschweife: „Weißt du dann nicht auch einiges über den Fall Schauß? Über den redet doch inzwischen die ganze Stadt. Und was man so hört, ist das doch Krimi-Stoff erster Güte.“ Säbel hatte indes wenig Lust, seine detaillierten Kenntnisse dem Gegenüber am Kneipentisch auszubreiten. Aber da dieser Herbert mit einiger Penetranz weiter bohrte, war ihm bald klar, was der von ihm eigentlich wollte. „Du könntest mir über diesen Fall doch ein Textbuch schreiben. Wir bringen das raus. Wir werden die

56

Ersten sein, noch bevor die Ermittlungen abgeschlossen sind. Dass so was in Wiesbaden gut ankommt, hat der Rennental vom Staatstheater ja mit dem ‚Casino‘-Stück über die Rathausintrigen gezeigt.“ Kleinbeutel steigerte sich in Ekstase und meinte, es sei einfach irre, den Fall auf die Bühne zu bringen, bevor er im Gericht verhandelt worden wäre. Er wisse auch schon, welche Rolle für ihn die passende sei – ach, nicht nur eine. Säbel allerdings fühlte sich mehr und mehr unwohl und blieb schweigsam. Natürlich widersprach es seiner Berufsehre, in diesem Stadium höchst ungeklärter Verhältnisse überhaupt etwas zu publizieren. Er schlich sich zum Tresen, zahlte sein Bier und ging. Freilich, wenn der ganze Fall aufgeklärt und abgeschlossen sei, ging ihm kurz vor dem Einschlafen noch durch den Kopf, könne er daraus für den ‚Wiesbadener Kurier‘ eine packende Fortsetzungsstory schreiben. Stoff für mehrere Wochen, Saure-Gurken-Zeit inklusive. Da könnte er morgen mal mit der netten Kollegin Fiona Leguan drüber reden. Aber die war ja mehr für fiktive Stories zu haben...

Kapitel 24

Ulrich Kirchen

Fiona Leguan. Klar, mit der musste er auf jeden Fall reden. Denn sie kannte als Feuilleton-Chefin die Familie Schauß natürlich auch. Dass er sich auch noch mit Nils Walzer zusammensetzen sollte, gefiel ihm weniger. Aber das musste wohl sein. Er konnte ja fragen, was die Polizei über seinen brennenden Volvo herausgefunden hatte. Vielleicht ließe sich darauf ein vertrauliches Hintergrundgespräch aufbauen. Aber erst morgen...

Joe wurde es immer unheimlicher. Wieso hatte Édith ihn nach Wiesbaden bestellt? Wusste oder konnte er etwas, das ihr helfen würde? Aber wobei? Warum hatte sie sich bis jetzt noch nicht dazu durchringen können, die Polizei einzuschalten? Hier ging es doch um Mord und groß angelegte Fälschungen. Mitwisserschaft konnte in diesem Umfeld offensichtlich lebensgefährlich sein. Wieder fragte er sich: Wieso war

Édith so zielgerichtet zu dem verdeckten Holzdeckel gegangen? Was hatte sie ihm zeigen wollen? Anschließend hatte sie ihn in die Fälscherwerkstatt geführt. Woher wusste sie, wo die Handschuhe und der Schlüssel lagen? Dennoch hatte sie in beiden Fällen überrascht gewirkt. Oder hatte sie das alles nur gespielt? Wollte sie ihn in etwas hineinziehen? Hatte sie ihm eine Rolle zgedacht? Für ihn gab es in jedem Fall nur eine Entscheidung: Die Polizei musste sofort informiert werden. Jede weitere Verzögerung würde den Verdacht auf Édith lenken – und vielleicht auch auf ihn. Das konnte er sich als Anwalt nicht leisten.

Hauptkommissar Walzer hatte eine unruhige Nacht. Morgen würde er mit seinem Chef reden müssen. Dass er das nicht längst getan hatte, war sicher ein Versäumnis. Sein Vorgehen bisher war zudem wenig professionell. Erst ließ er sich zusammenschlagen, dann hatte er nur noch Erinnerungsfetzen. Wieso war übrigens Säbel plötzlich aufgetaucht? Mit dem musste er in jedem Fall sprechen. Was konnte er ihm anbieten, um nicht mit „Informantenschutz“ abgespeist zu werden? Seine Bilanz war, da gab es keinen Zweifel, ziemlich ernüchternd.

Beim Motiv für den Mord an Anna-Maria Schauß und dem Streit in der Familie tappte er noch im Dunkeln. Irgendwer hatte „Liebe“ gesagt. Aber war es das? Oder waren die Verflechtungen vielschichtiger, als es den Anschein hatte? Es gab noch viel zu ermitteln, aber ihm kam auch der Gedanke, dass er vielleicht etwas Entscheidendes übersehen hatte. Außerdem wusste er zum Beispiel immer noch nicht, warum Clara mit ihrem Apotheker in Hamburg telefoniert hatte, als er sie überraschte. Und die beiden anderen Schwestern: Was verbargen sie? Nachdem feststand, dass Anna-Maria Schauß vergiftet worden und offensichtlich schon ein heftiger Familienzweist entbrannt war, bevor dieses Ergebnis feststand, wäre es längst an der Zeit gewesen, die Familienmitglieder vorzuladen und im Umfeld der Familie und des Verlags zu sondieren.

Rogowski war immer noch nicht gefunden. Und Luisa Maria Castro? Wieso hatte er noch nicht zu der Kunststudentin Vanessa Liedholm recherchiert und war ihrem Hinweis, Luisa Maria sei tot, nicht sofort nachgegangen? Stattdessen war er aufgesprungen und durch den Kurpark gejoggt. Sein Kopf war anschließend leer gewesen, seine Gedanken nicht wie erhofft, neu geordnet. Aber die Leere hatte immerhin gereicht, um das Beziehungsgeflecht der beteiligten Personen grob zu strukturieren. Alle Personen, die ihm im Zusammenhang mit der

„Burg“ begegnet waren, ging er noch einmal durch. Zwischendurch fiel er immer wieder in einen Halbschlaf und träumte wirres Zeug. Dann schreckte er hoch und grübelte weiter. Er fand nicht das Fadenende des Knäuels. Auch das würde er leider berichten müssen.

Andererseits: Seine Chance lag vielleicht gerade darin, dass man ihn für etwas unbedarft hielt und ihn unterschätzte. Wenigstens das Betrugsdezernat hatte er wegen der von Vanessa Liedholm eingestandenen Fälschungen eingeschaltet. Vielleicht hatten die etwas herausgefunden, was ihn weiterbrachte, wenn sie nicht wieder mauerten. Aber dieser Gedanke war wenigstens ein Hoffnungsschimmer. Das Telefon läutete, er schreckte hoch.

Kapitel 25

Belinda Vogt

„Polizeipräsidium Westhessen, K 11, Walzer“, meldete er sich automatisch, obwohl er noch schlaftrunken auf dem Bettrand saß.

„Hallo, hier ist Vanessa Liedholm“, antwortete eine junge Frauenstimme.

Nils Walzer war mit einem Schlag hellwach. Gerade hatte er noch an sie gedacht.

„Das trifft sich gut“, sagte er. „Ich hätte da noch ein paar Fragen an Sie. Zum Beispiel, wieso Sie behaupten, Luisa Maria Castro sei tot.“

Stille am anderen Ende.

„Können wir uns treffen?“, fragte Liedholm schließlich.

„Ja, gerne, kommen Sie zu mir ins Präsidium. Sagen wir, in zwanzig Minuten.“

„Nein, nicht im Präsidium.“ Ihre Stimme klang angespannt, von ihrer anfänglichen Lässigkeit war nichts mehr zu spüren.

„Also gut, was schlagen Sie vor?“

„Um neun Uhr im Café Del Sol“, antwortete sie rasch und legte auf.

Walzer kannte das im kubanischen Stil gestaltete Lokal am Kranzplatz, das sich in der ehemaligen Trinkhalle des Kochbrunnens befand.

Wenig später sah er die Kunststudentin an einem der hinteren Tische im Außenbereich sitzen. Schwarzer Rollkragenpulli, riesige goldene Creolen, das Haar akkurat zusammengebunden.

Wie bekommen es diese jungen Frauen nur hin, dachte er, selbst am frühen Morgen so frisch und makellos auszusehen, als hätten sie gleich ein Shooting für „Germany's Next Top Model“.

Er begrüßte sie und setzte sich auf einen der Bistrostühle. Unter dem perfekten Make-up konnte er nun doch ihre Blässe erkennen.

„Ich dachte, Sie wären heute zur Befragung ins Betrugsdezernat geladen“, begann er.

Vanessa verdrehte genervt die Augen. „Ihren Kollegen habe ich schon klargemacht, dass an den Fälschungsvorwürfen nichts dran ist.“

„Aber Sie haben doch zugegeben, dass Sie das Notenblatt mit den Beatles-Unterschriften im Auftrag von Luisa Maria Castro gefälscht haben.“

„Ja sicher, aber ich dachte, sie sei ein Beatles-Fan und möchte es für sich persönlich. Und da ich gerade in meiner Projektarbeit im Modul ›Experimentelle Materialkunde‹ stecke, habe ich es als Vorlage genommen.“

Als die Bedienung kam, bestellte Walzer ein Croissant und einen großen Kaffee, Vanessa begnügte sich mit einem grünen Tee.

„Soso, eine Projektarbeit. Und dann?“

„Luisa Maria hat das kopierte Notenblatt in den Tresor gelegt, was ich ziemlich lächerlich fand.“

„Wieso lächerlich?“

Vanessa fuchtelte vor Aufregung mit den Armen, ihre goldenen Ohringe funkelten im Sonnenlicht. „Weil selbst das Original nicht viel wert ist“, erklärte sie. „Sehen Sie doch bei Ebay nach, da werden genug echte Beatles-Autogramme auf Alben, Briefen oder Zetteln angeboten. Mehr als ein paar tausend Euro bringen die nicht ein.“

„Hab‘ ich mir fast gedacht.“ Vanessa Einschätzung bestätigte seine eigenen Zweifel am Wert der Rarität. „Aber andere Leute sind von der Kostbarkeit des Notenblatts überzeugt“, meinte er. „Allen voran dieser Rogowski.“

Er sah, wie Vanessa Tränen in die Augen stiegen. „Ich hätte dieses blöde Blatt nie für Luisa kopieren sollen. Jetzt fühle ich mich schuldig an ihrem Tod.“

Walzer war versucht, die Hand auf ihren Arm zu legen, ließ es aber bleiben. „Was geschah mit Frau Castro?“, fragte er sanft.

Vanessa tupfte sich die Tränen mit den Fingerspitzen ab. „Sie sind leider davongelaufen, als ich es Ihnen erzählen wollte“, sagte sie vorwurfsvoll.

„Tut mir leid.“

„Ich gab also Luisa die Kopie, und sie schloss sie im Safe ein. Dann starb Frau Schauß. Anschließend herrschte so viel Tumult im Haus, dass ich zu einer Freundin gezogen bin. Als ich mir vor drei Tagen frische Klamotten holte und noch ein wenig mit Luisa redete, stand Rogowski plötzlich in der Küchentür. Völlig verdreht, komplett wahnsinnig, eine Axt in der Hand. Wie in ‚Shining‘. Er schrie Luisa an: ‚Ich bring dich um, du Miststück! Wo ist das Original?‘ Luisa und ich sind sofort geflohen, sie in den Garten, ich auf die Straße. Dann hab‘ ich sie schreien hören.“

Schluchzend beugte sich Vanessa über ihren grünen Tee. Walzer reichte ihr eine Serviette.

Rogowski hat also die Kopie aus dem Safe gestohlen und in der Erde vergraben, überlegte er. Und Säbel hat sie uns im Gefrierbeutel präsentiert.

„Aber woher sollte Rogowski wissen, dass er die Kopie besaß?“

Vanessa hob den verschleierte Blick. „Weil ich hauchdünn mit Bleistift ‚Kopie‘ auf die Rückseite geschrieben habe. Das Original ist noch bei mir.“ Sie packte Walzer am Unterarm. „Verstehen Sie, jetzt ist Rogowski hinter mir her!“

Kapitel 26 (Exkursion)

Viola Bolduan

Adrian hat Glück gehabt. Die kleine Mansarde, die er in einer der Villen an der Kapellenstraße gemietet hat, ist gerade noch leistbar für den jungen Journalisten, der – zugegeben – für seinen ersten investigativen Auftrag doch ein wenig zu traumverloren in die Welt blickt. Im Moment aber blickt er erst einmal aus dem Fenster vis-à-vis des heruntergekommenen Prachtgebäudes der Schauß'schen „Burg“. Sein Blick ist leicht eingetrübt, denn er ist müde und erschöpft vom Lesen. Wäre es doch nur ein Buch gewesen! Krimi wäre zur Not auch gegangen. Aber für seine Recherche im Musikverlags-Skandal derer von Schauß hat er sich in zu vielen Papieren vergraben, zu lange Namenslisten studiert und zu kryptische Ziffern gezählt, als dass er noch den Wecker seines Handys hätte richtig einstellen können. Gleichwohl – er träumt, er sähe drei Frauen, Schwestern womöglich, gegenüber ins große Haus rein und rauslaufen, einen Mann in Nachbarsgarten buddeln, hört dumpfes Gepolter, spitze Schreie von drüben, Autos wegfahren und nicht wieder kommen.

Es geht ihn ja eigentlich nichts an, doch in seinem Hirn setzt sich ein Pfarrer fest, dessen Kontur sehr schlechter Manieren mit der irgendeines ‚Mädchens für alles‘ – ob nun Frau oder Mann, oder beides – verschwimmt und dann im Kostüm einer Künstlerin im Flugzeug nach London sitzt auf der Suche nach noch unbekanntem Kindern eines altberühmten Musikmanagers. Der aber war doch ursprünglich Goldschmied, oder verwechselt sein Hirnstrom da etwas? Jedenfalls verhandelt in einer Bergkirchen-Szenekneipe George Martin mit Notar Dr. Wagner, der ihm vom Techtelmechtel mit Louise Nicklas erzählt – aber Eva ist doch gar kein Kind von ihm ...

Da taucht aus den Rauchwolken der Kneipe Luisa Maria Castro auf, kippt eine tote Anna-Maria Schauß auf den Tresen und verlangt Sekt rosé – aber bitte, in den Farben des Original-Schinkens von Louise Nicklas und bittet flehentlich, ihrer beider Vornamen nicht zu verwechseln.

Verwechslungen nämlich sind im Zeitungsgeschäft gang und gäbe, wie Polizeireporter Gangolf Säbel und seine seit Langem abwesende Lokal-Kollegin Sonja Blum, schmerzlich haben erfahren müssen – denn, war es

vor Kurzem nicht so auch mit einer Fiona Leguan geschehen, seinerzeit Feuilleton-Chefin, wobei es ein Feuilleton im Wiesbadener Kurier doch gar nicht mehr gibt!

Nicht dran denken – noch nicht mal im Traum, hört er's raunen in einer Stimme, die nach Nils Walzer klingt. Der arbeitet jetzt nicht mehr bei der Polizei, sondern ist ins Fälschergeschäft eingestiegen, mit wachsendem Erfolg, wie eine erfahrene Vanessa Liedholm nebenbei bemerkt und nachfragt, wo denn mittlerweile die drei Schwestern geblieben seien, die doch erbberechtigt waren und wohl auch noch sind? Berechtigt für welches Erbe? Die Frage ist klar, doch die Antwort scheint verlorengegangen im Dunst eines Klimawandels auch in der Kapellenstraße, der Adrian erheblich umnebelt. Muss er die Sache für Eva-Maria, Clara und Édith etwa nun selbst in die Hand nehmen?

Es klingelt. Nicht im Handy. Sondern an der Haustür. Und da stehen sie, die Autorinnen Susanne-Angelika-Friederike-Karin-Gudrun-Martina-Jutta-Eva-Maria-Rita-Belinda-... und werfen ihm Plagiatsvorwürfe an den Kopf. Keine Verteidigung wegen bleierner Müdigkeit, keine noch so demütig formulierte Entschuldigung wird entgegengenommen von ihren Kollegen Hans Dieter-Alexander-Richard-Oliver-Horst-Stephan-Markus-Mathias-Manfred-Armin-Lutz-Bernt-Christoph-Helmut-Ulrich-...

Adrian soll haften, ihrer aller bisherige Arbeitszeit entgelten und übrigens auch alle Spesen übernehmen. Verdient hat er selbst als Freier noch nichts. Er wird auf der Straße landen. Da aber steht die Phalanx der tapferen, aber jetzt von ihm missbrauchten Krimi-Fortsetzungen-Schreiber*innen ja schon. Flucht ist unmöglich. Das ist das Ende. Es klingelt. Diesmal nicht an der Haustür. Ob er aufwachen darf? Aus welchem Traum nur?

Jedenfalls dankt er in aller Form für ihn und widmet sich – nur teilweise erholt – wieder dem Fälscher-Skandal im Schauß'schen Musikverlag, oder gab es auch den nicht ganz woanders? Er würde am liebsten doch weiterträumen – und am allerliebsten von weiteren substanziellen Fortsetzungen der Fiktion in Form von Manuskripten mit 4.000 Zeichen, inklusive Leerzeichen, die er selbst offensichtlich ja nicht hinbekommt.

Kapitel 27

Jochen Wörner

Bei unserem Gespräch hatte sie keinerlei Zweifel an ihrer Entschlossenheit aufkommen lassen. Auch als ich die Frage meines Honorars thematisierte, ließ sich keine Irritation erkennen. Ihre Ziele schienen mir etwas unausgegoren – aber das war nicht mein Problem. Ich brauchte Mandanten, die entschlossen ein klar formuliertes Ziel erreichen wollten, und eine solche Mandantin schien ich in ihr zu haben.

Sie hatte ein paar Tage zuvor telefonisch den Kontakt gesucht. Auf Empfehlung eines Wiesbadener Anwalts, wie sie sagte. Der hatte sich wohl inzwischen zur Ruhe gesetzt, aber ich kannte einige der Mandanten, die seine Kanzlei juristisch beraten hatte.

Wir hatten uns in Frankfurt auf unverfänglichem Terrain, im Grüneburgpark, getroffen.

Sie berichtete vom Tod der Wiesbadener Musikverlegerin, den drei Töchter, die jetzt gemeinsam das Unternehmen erben sollten. Sie berichtete von den Problemen, die das alteingesessene renommierte Unternehmen jetzt bereits hatte, und die sicherlich nicht geringer würden, sobald der Verlag in die Hände der Töchter fallen würde. Sie konnte bei ihnen keinerlei Qualifikation für diese Aufgabe erkennen.

Es gab noch die Möglichkeit, dass die drei Töchter das Erbe versilberten und den Verlag an einen anonymen Medienkonzern verkauften. Viel würden sie angesichts seiner wirtschaftlichen Situation wohl nicht bekommen.

Sie hatte natürlich eine – aus ihrer Sicht – überzeugende Alternative. Der Verlag könnte, möglichst als Schenkung, an den Wiesbadener Förderverein zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur gehen, dessen Vorsitzende sie sei. Der Verein könne die Literatur und die Autor*innen dann nicht mehr nur dadurch fördern und unterstützen, dass er Lesungen und Literaturfestivals veranstaltete. Er könnte sie auch verlegen und ihrer Literatur damit eine große nationale Bühne bieten. Ihre Kolleginnen und Kollegen im Vorstand und gerade auch sie selbst verfügten über alle notwendigen Qualifikationen, und der Verlag bekäme durch diese neue Ausrichtung ein neues und stabiles Fundament.

Ich fragte, welche Rolle sie mir zgedacht hatte, welche Ziele sie mit meinem Engagement erreichen wolle.

Spontan, so sagte sie, seien die drei erbberechtigten Schwestern wohl nicht für ihren Vorschlag zu begeistern. Meine Rolle sei es, die drei davon zu überzeugen, dass diese Lösung in jeder Hinsicht die beste, die tragfähigste sei.

Entschuldigen Sie, ich vergaß, mich vorzustellen. Ich bin Anwalt, mein Name muss hier nicht interessieren. Ich habe mir meinen Ruf allerdings nicht im Gerichtssaal erworben. Im Gegenteil; bis heute habe ich meinen Mandanten stets die Öffentlichkeit und das Risiko eines Prozesses ersparen können. Zufriedenstellende Lösungen habe ich immer auf dem Verhandlungsweg erreichen können. Auch wenn die gegnerischen Parteien im Ergebnis nicht immer eine Win-win-Situation erkennen wollten und, gerade in den ersten Jahren, verbale Argumente gelegentlich durch andere ergänzt werden mussten. Meine Mandanten schätzen meine konsequente Zielstrebigkeit beim Erreichen der vereinbarten Ziele, und sie schätzen es sicherlich auch, dass sie nicht mit den Details der Verhandlungen belastet werden.

Meine Gesprächspartnerin sagte mir also, dass sie mich für eine erfolgreiche Verhandlungsführung mit den drei Schwestern engagieren wolle.

Sie gab mir, als Unterstützung meiner Arbeit ein Dossier, das sie zusammengestellt hatte. 26 Wiesbadener*innen aus dem Umfeld der Verstorbenen und/oder ihrer Töchter hatten ihre Sicht und ihre Kenntnisse der Ereignisse um den Tod der Verlegerin niedergeschrieben. Jeder dieser Beiträge für sich war nicht unbedingt aufregend. Aber zusammen ergaben sie, wie ein Puzzle, ein vernichtendes Bild, dessen Veröffentlichung weitreichende Folgen für den Verlag und für seine Erbinnen hätte.

Ich nannte noch einmal mein Honorar und gab ihr eine Kontonummer. Nach Eintreffen des vereinbarten Betrages, bestätigte ich ihr, könnte ich meine Arbeit sofort aufnehmen.

Heute Morgen zeigt das Konto den Eingang des Geldes.

Ich werde jetzt ein paar Telefonate führen. Zuerst mit meinen drei Verhandlungspartnerinnen, um mit ihnen einen Termin zu vereinbaren.

Dann werde ich versuchen, eine konstruktive Gesprächsatmosphäre zu schaffen. Eine der drei Schwestern sollte an unserem gemeinsamen Gespräch nicht teilnehmen können, weil sie überraschend ein Krankenhaus, vielleicht anschließend noch eine Klinik für plastische Chirurgie, aufsuchen müsste.

Und am Morgen unseres Gesprächstermins sollte eine Internetseite mit dem ersten Kapitel des Dossiers und der Ankündigung der weiteren täglichen Folgen in Wiesbaden für Gesprächsstoff sorgen.

Kapitel 28

Aloiv Naudlob

Édith ist in der Fußgängerzone unterwegs, als ihr Handy klingelt. Kein Name auf dem Display – aber als der Anwalt seinen nennt, ist er ihr nicht unbekannt.

„Ich bitte um eine Unterredung.“ „Worüber?“ „Wie steht es um den Verlag der Familie? Welche Pläne haben Sie?“ „Interessiert mich jetzt wenig. Ich habe ganz andere Probleme.“ „Vielleicht kann ich ja auch dabei behilflich sein.“ „Kaum anzunehmen.“

Édith bleibt kurz angebunden, denkt insgeheim aber, ein Anwalt könnte ihr schon nützlich sein, nachdem ihr Jugendfreund Joe wieder abgereist ist. „Also gut, wo und wann sollen wir uns treffen?“ „Kommen Sie doch am 25.09., 16 Uhr, in meine Kanzlei ...“ Da sei sie zwar, erwidert Édith, bereits auf dem Schlossplatz zu einer Präsentation verabredet, aber, wenn die ausfiele, könne sie den Termin möglich machen.

Clara rutscht nervös auf ihrem Stühlchen auf der schmiedeeisernen Terrasse der Schauß'schen Burg herum. Mutters Leiche soll exhumiert werden. Eine Totenruhe stören – das geht aber doch bitte gar nicht! Die beiden Schwestern aber sind wild entschlossen. Wie kann sie dagegenhalten? Es muss ihr unbedingt etwas einfallen. Das alte Festnetz-Telefon im Haus schrillt.

„Clara Schauß – wer ist am Apparat? Ach, Sie sind es, was verschafft mir die Ehre? Es geht um den Verlag? Darum kümmert sich doch schon unser Notar. An ihm soll vorbeiverhandelt werden? Das ist ja wohl die Höhe! Nichts wird unternommen ohne unseren gewohnten Beistand. Ich muss schon sehr bitten. Édith hat dem Treffen schon zugesagt? Warum ist meine Schwester auch immer so vorschnell... Mit mir können Sie nicht rechnen – bin übrigens zu der angegebenen Zeit auf dem Schlossplatz und höre mir einen Krimi unter dem Titel „Drei Schwestern, erbberechtigt“ an. Klingt doch ganz nach uns – wie könnte ich da fehlen?“ Clara haut den Apparat in die Basis-Station.

Auch in meiner Kanzlei ginge es um euch, sagt der Anwalt zwar nicht, aber denkt es. Clara also hat seinen Vorschlag niedergeschmettert, Édith ihm nur halbherzig zugestimmt. Jetzt wäre noch die kleine Eva zu überzeugen.

Eva hat in der Zwischenzeit auf einem Literaturfestival im Burggarten Sonnenberg die sorgenvolle Frage nach ihrem biologischen Vater, eine Auswanderung nach Griechenland, das fehlende Sparbuch und die Fälscherinnen-Werkstatt in ihrer Wohnung total vergessen, denn sie hat sich an Bücherständen festgehalten, Lesungen zugehört und einen fulminant gefilterten Kaffee getrunken. Dabei hat sie die rührige Vorsitzende des Wiesbadener Fördervereins für zeitgenössische deutschsprachige Literatur kennengelernt, war sehr angetan von deren Arbeit und Anliegen und hat sich angeregt mit ihr unterhalten. Deshalb weiß sie auch sofort, dass, als sie der Anruf aus der Kanzlei erreicht, sie zum vorgeschlagenen Termin ganz und gar nicht kann. Wenn denn der Verein am 25.09., 16 Uhr, auf dem Schlossplatz auftritt, ist sie auf jeden Fall mit dabei. Noch nur im Publikum, aber sie hat sich fest vorgenommen, Mitglied zu werden – und vielleicht liegen entsprechende Antragsbögen ja bei der Gelegenheit aus, denkt sie und freut sich schon mal vor.

Der bekannte, aber namenlose Anwalt ist düpiert. Was ist an diesem besagten Samstag auf dem Schlossplatz nur los? Wenn der Termin für ein Gespräch über die Zukunft des Schauß'schen Verlags in der Kanzlei nicht zustande kommt, dann träfe er ja offensichtlich die drei Schwestern auf dem Schlossplatz. Und auch die Vorsitzende des Wiesbadener Fördervereins für zeitgenössische deutschsprachige Literatur könnte sich dort einfinden, obwohl an diesem Tag – nicht nur für sie – noch anderes

Besonderes stattfindet, wie sie ihm anvertraut hatte. Freilich müsste er dann den Gedanken, am Morgen dieses Tages schon das erste Familien-Dossier zu veröffentlichen, aufgeben. Er – warum kommt er erst jetzt darauf? – selbst könnte das erste Kapitel ja auf dem Schlossplatz vortragen und so einen nachhaltigen, dabei höchst diplomatischen Kontakt zwischen den Schwestern und der Verlegerin ins Spiel knüpfen. Er freundet sich mit der Idee an und markiert vorsorglich den 25. September 2021, 16 Uhr, im Terminkalender.

18.09., 14 Uhr. Der Veranstalter verkündet: „Hiermit sagen wir das Stadt-Meeting am 25.09. auf dem Schlossplatz ab.“

Kapitel 29

Viola Bolduan

Nach dem Wochenende 25./26. September 2021

Adrian liest keine Zeitung und weiß deshalb nichts von einer Absage der öffentlichen Show am 25.09. auf dem Schlossplatz. Es sind ihm allerdings Anliegen und Absicht des bekannten namenlosen Anwalts zugesteckt worden – in einem seiner seltenen hellen Momente. Also macht er sich aus seiner Mansarde in der Kapellenstraße nachmittags zum Schlossplatz auf. Er hat etwas gutzumachen. Denn, wenn dort die drei erbberechtigten Schwestern zusammenkommen und der Vorsitzenden des Fördervereins für zeitgenössische deutschsprachige Literatur begegnen, trifft sicher auch das Autor*innen-Rudel auf, das – mit Hilfe des Anwalts – vielleicht doch noch zu besänftigen wäre.

Als er den Geisberg hinunterschlendert, schickt er einen dankbaren Blick zum ehemaligen „Petersburger Hof“, dessen Autor nun freilich in Berlin lebt und unter die Musical-Librettisten gegangen ist. Aber er sieht ihn doch ganz deutlich vor sich! Auch Hans Dieter Schreeb ist unterwegs zum Treffpunkt Schlossplatz. Also werden sich dort auch einfinden:

Alexander Pfeiffer, Susanne Kronenberg, Angelika Beltz, Richard Lifka, Friedrike Weisse, Oliver Baier, Karin Kuschewitz, Horst Goschke,

Gudrun Ornth-Sümenicht, Stephan Reinbacher, Markus Bennemann, Mathias Scherer, Manfred Gerber, Armin Conrad, Lutz Schulmann, Martina Schmid, Jutta Szostak, Bernt Armbruster, Christoph Risch, Eva-Maria Götz-Laufenberg, Rita Rosen, Helmut Nehrbaß, Ulrich Kirchen, Belinda Vogt, Viola Bolduan, Jochen Wörner und Aloiv Naudolb

Die Autor*innen-Gruppe lächelt nervös, sie schwatzt unentwegt durcheinander, als sich die Teilnehmer*innen untereinander bekannt machen – „hallo“, „... und wie heißen Sie?“, „aha, Sie sind das“? – und „sehr gelungen“, „starkes Stück“, „hab‘ ich gern gelesen“, „war ja ganz famos“, aber auch „ich war das nicht, der oder die da geträumt hat, sondern habe mir echt Arbeit gemacht“, „ich hätte auch was Besseres zu tun gehabt“, „war schon ganz schön hart nach Kapitel 25“, „hab‘ ich nicht gelesen, wie ging’s denn weiter? ...“ Über solch anmutigem Palaver liegt eine dicke Lobesdecke und hüllt die Plaudernden schützend ein.

„Pst“, „Ruhe, bitte“. 16 Uhr. Die Lesung beginnt. Und dauert bis Kapitel 28 drei Stunden. Die Namensnennung nimmt allein, nachdem heftig mehrere Da capo verlangt werden, 30 Minuten Zeit in Anspruch. Schauspieler Andreas Mach hält das tapfer durch, zumal ihm nicht nur die Autor*innen aufmerksam folgen, sondern ganz Wiesbaden (bis auf die Babys) atemlos zuhört. Die Bevölkerung nämlich ist herbeigeströmt, füllt Marktplatz und die gesamte Fußgängerzone. Da ist es gut, dass der Veranstalter seine beste technische Anlage bereitgestellt hat. Sie alle, inklusive der drei Schwestern, erbberechtigt, hören mit wachsender Spannung, was den drei Schwestern, erbberechtigt, geblüht hat durch alle Fortsetzungen von „Drei Schwestern, erbberechtigt“ hindurch. Nichtsdestotrotz – drei Schwestern, erbberechtigt, fühlen sich ungemein geschmeichelt und aufgewertet als literarische Figuren, jubeln ihren Urheber*innen zu und danken überschwänglich. Vom Überschwang fällt auch etwas für den Sprecher ab.

Als sich alle aus den heftigen Glückwunsch-Umarmungen herausgelöst haben, winken drei Schwestern die Fördervereins-Vorsitzende herbei und überreichen ihr das Erbe huldvoll mit symbolischem Blumenstrauß – mit der Auflage, als neue Herrin des Verlags ein Wiesbaden-Buch unter dem Titel „Drei Schwestern, erbberechtigt“ zu veröffentlichen. Sie würden gern als künftige Vereinsmitglieder die Arbeit auch weiter unterstützen, beispielsweise mitschreiben wollen, wenn ein neues Chat-Projekt aufgetan würde. Mutig schließt sich der bekannte, aber

namenlose Anwalt diesem Wunsch an. Seine Aufgabe wäre ja erledigt, und er hat jetzt Zeit. Die Autor*innen-Traube liegt sich glücklich schluchzend in den Armen. Sie will das nämlich auch.

Adrian graut es. Und wacht aus seinem Alptraum auf. Und sieht in die lächelnden Gesichter dreier Schwestern. „Wir wollen uns erkenntlich zeigen und bieten Ihnen die Mansarde im Haus gegenüber, also die in unserer „Burg“ an. Wie Sie wohl wissen, können Sie dort in aller Seelen-Ruhe arbeiten, beziehungsweise vor sich hinträumen von „Drei Schwestern, erbberechtigt“ und zwar – von Anfang an.“ Hilfe!!!

Finis.